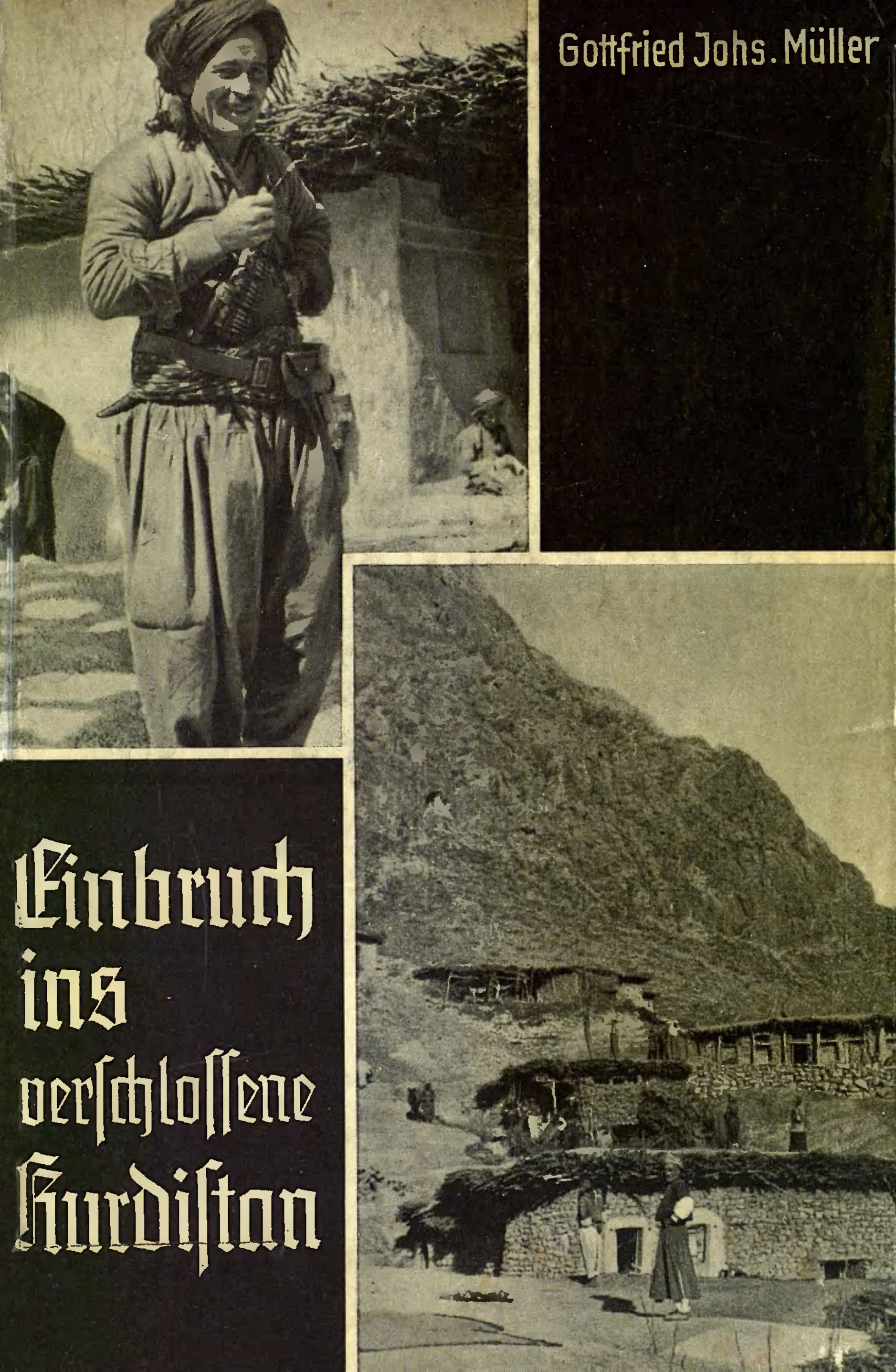

Gottfried Johs. Müller
Einbruch ins verschlossene Kurdistan

Einbruch ins verschlossene Kurdistan

von

Gottfried-Johs. Müller.

Philadelphia-Buchhandlung, August Fuhr
Reutlingen.

Seite

1937

Druck: Christl. Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart-W



Mit Fahrrad, Freund und sechzig Mark in den Orient.

Seit Jahren ist es meines Herzens Wunsch und Sehnsucht, den Orient, von dem ich schon so viel gelesen habe, persönlich kennen zu lernen. Längst habe ich dazu allerlei Vorbereitungen getroffen.

Jetzt war der Wunsch zum Entschluß gereift.

Auch die allenthalb ausgebrochenen Unruhen können mich nicht mehr zurückhalten.

Überall ist Kriegsgeschrei ...!!!

Aus Bulgarien hören wir Putschversuch, die Türkei meldet Anschlag auf Kemal Pascha, Griechenland hat große Revolution, Italien beginnt den Kolonialkrieg gegen Abessinien, drüben in Ägypten sind Unruhen und Schießereien, auch in Palästina und Syrien ist es nicht sauber.

Kurz und gut: Alles ein Hexenkessel!

Und mitten hinein geht meine Fahrt. Jedoch keine Fahrt als Salonreisender. Keine Luxuszüge, keine modernen Autos sollen mich befördern. Elegante Schiffskabinen werden mir fremd bleiben, ebenso die vornehmsten Hotels.

Wenn ich von der Welt und ihren Bewohnern etwas sehen und hören will, muß ich mich von vornherein auf eine einfache Lebensweise einstellen, um möglichst innig im Schoß der Natur zu bleiben.

Der Entschluß ist bald gefaßt: Ich nehme ein Fahrrad!

Die äußerst schwierigen Vorbereitungen sind beendet. Nun wird gepackt: Ersatzteile für das Fahrrad, Reservekleidung und Wäsche, reichlich Medizin und ein Zelt mit Gerät.

Eine Trennung von meiner lieben kleinen Ziehorgel „Hohner-Regina" ist undenkbar. Also nehme ich sie mit. Es hat mich nicht gereut, denn oft hat sie mir einsame Stunden erleichtert, oft mich aus peinlichen Situationen gerettet.

Eine Pistole mitzuführen, ist mehr als gefährlich. Werde ich erwischt, kann ich bös hereinfallen und einige Monate im Gefängnis brummen.

Aber: Wer wagt, gewinnt!

An einem schönen Septembermorgen geht's los.

Natürlich mit einem gleichgesinnten Freund, der mir durch dick und dünn zur Seite steht.

Unsere Geldmittel sind äußerst bescheiden. Sechzig Reichsmark in Devisen genehmigte das Gesetz. Die gleiche Zahl betrug unser Fahrrad (in Kilogramm) samt Gepäck!

Etwas beklemmend ist der Übertritt in ein fremdes Land. Schon bin ich nicht mehr in der schützenden Obhut und Fürsorge des Heimatlandes, sondern ganz auf mich selber angewiesen und unsagbaren Gefahren ausgesetzt.

Prag, die herrliche, alte Stadt an der Moldau, ist ein angenehmer Auftakt.

Budapest finde ich entzückend.

Siebenbürgen macht uns mit den Leiden und Freuden der dortigen Deutschen bekannt.

Bukarest zeigt uns schon einen schwachen Hauch orientalischen Lebens.

Dann liegt das Schwarze Meer vor uns. Die erste Seefahrt von Konstanza aus über Bulgarien nach der Türkei ist herrlich. An einem frühen Morgen geht's durch die einzigartigen Naturschönheiten des Bosporus, und bald liegen wir im „Goldenen Horn", dem Hafen Konstantinopels, vor Anker.

Wir staunen lange ob des bezaubernden Anblicks, den

uns das Stadtbild mit den vielen Moscheen und Minaretts bietet. Aber eine recht unangenehme Zollkontrolle ruft uns in die rauhe, schon echt orientalische Wirklichkeit zurück.

Nach reichlichen Streifzügen durch diese, eine Fülle von Sehenswürdigkeiten bietenden Stadt, schiffen wir uns wieder ein. Gestern noch waren die Dardanellen wegen wilden Kriegsgerüchten durch Mienenketten gesperrt. Heute jedoch ist die Durchfahrt wieder gestattet.

So geht's auf dem kleinen, schmutzigen Türkendampfer „Inebolu" bei Nacht und Nebel durch die Meerenge.

Nach zwei Tagen, die wir mit über hundert zerlumpten Rekruten verbringen müssen, welche uns nebenbei eine gehörige Ladung von bissigem Ungeziefer besorgen, landen wir gegen Abend in Smyrna.

Unvergeßlich sind die Ausflüge zu den antiken Ruinenstätten von Ephesos und Pergamos.

Wie wir dann nach der Hafenstadt zurückkommen, stockt uns fast der Atem. In einer uns wohlbefreundeten Familie hören wir zu unserem nicht geringen Schrecken, daß „Inebolu" auf seiner nächsten Fahrt hierher in einem Sturm mit Mann und Maus untergegangen sei....

Welch eine göttliche Bewahrung!

„Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag." Das ist von vornherein unsere Devise gewesen. So landen wir bald auf der Insel Rhodos (d. h. Roseninsel), berühmt durch ihre überragende Schönheit.

Nach fast zwei Wochen übersiedeln wir nach Ägypten und damit nach Afrika.

Von Alexandrien geht's dann per Fahrrad nach der Hauptstadt Kairo, die uns das Wort „Orient" in allen Variationen vorführt. Hier lernen wir auch den ganzen Schmutz, das fürchterliche Elend, die unsagbare Armut, vermischt mit unbeschreiblichen Krankheiten, kennen.

Wehe, wenn hier im Osten jemand von Mitleid erfaßt wird. Er wird bald auf Schritt und Tritt verfolgt und kann sich dann nur durch ein ganz rasches Verschwinden retten. Anstelle eines „Bakschisch" (Geschenk) bekommt der Bittende nicht selten einen Fußtritt, oder er wird angespukt, wenn nicht gar verflucht. Immer wieder hören wir Flüche wie „In al abuk", d. h. verflucht sei dein Vater, oder „Ebnil kälb", d. h. du Sohn eines Hundes.

Hier in Kairo sind wir mitten in den blutigen Unruhen. Nicht selten sehen wir, wie ein Demonstrationszug die Polizei angreift oder einen Straßenbahnwagen völlig demoliert.

Wir machen noch einen kurzen Besuch bei den Pyramiden, in Sakkara und Memphis. Dann soll's weiter gehen gen Osten, nach Asien.

In Ismaila erreichen wir den Suezkanal und treffen noch am selben Tag in Port Said ein.

Es sind noch wenige Tage bis Weihnachten. Nach all den bisherigen Sonnentagen ist es heute etwas stürmisch, und unser Kapitän überlegt, ob wir bei dem augenblicklichen Seegang vor Jaffa anlegen können oder gleich nach Haifa weiterfahren müssen. Schließlich bleiben wir aber doch hier. Bald stehe ich mit meinem Freund auf dem Boden des Heiligen Landes.

Nach einem äußerst anstrengenden Tag, der uns die Fahrräder mit dem schweren Gepäck in strömendem Regen hinein in das Gebirge Juda transportieren sah, kommen wir schließlich nach Jerusalem.

Ein deutscher Freund erwartet uns hier, und bald haben wir ein neues Nest gefunden, von dem aus wir unsere weiteren Ausflüge unternehmen werden.

Am Christabend wandern wir zusammen mit anderen Deutschen hinaus nach Bethlehems Fluren, um auf dem

Hirtenfeld, in der Geburtskirche und später dann in der kleinen deutschen Kirche Weihnachten zu feiern.

Kann man solch erhebende Stunden auf geweihter Erde je vergessen? Ich nicht!

An Silvester ereilt meinen lieben Reisegefährten ein tragisches Schicksal. Schon bald nach unserer Ankunft überliefen ihn kalte Fieberschauer. Auch andere Störungen stellten sich ein. Der herbeigerufene Arzt stellt Typhus fest und steckt den armen Kerl fünf Wochen ins Hospital.

Nach dieser Zeit und entsprechender Erholung muß er auf direktem Weg nach Hause fahren.

Schweren Herzens muß ich mich von ihm trennen.

Meine brennende Sehnsucht geht aber weiter!

Die Frage der Finanzierung dieser Weiterreise war natürlich nicht sehr einfach. Bis hierher hatte ich mit manchen Einschränkungen kommen können, kaufte ich doch die Schiffskarten für die Seereisen zu Hause. Außerdem übernachtete ich mit meinem Freund ja fast ausschließlich in unseren praktischen Zelten.

Aber wo ein Wille ist, ist auch ein Weg!

Was irgendwie entbehrlich war, wurde verschachert: Fahrrad, Zelt, Medizin, Instrumente und eine Menge Kleinkram. So bekam ich schon ein ganz nettes „Taschengeld" zusammen.

Dazu spendete mein lieber palästinenser Freund noch verschiedene englische Pfunde.

Nun konnte ich es also wagen!

Wer den tieferen Orient nicht kennt, kann sich keine Vorstellung machen, wie billig man in diesen primitiven Gegenden lebt! Tatsächlich kommt man mit „Pfennigen" aus. Nur muß aller europäische Komfort wegfallen.

Später stellte sich heraus, daß ich richtig kalkuliert hatte.

Schon für vier Pfennige bekamen wir eine ordentliche

Portion arabischer Kost. Lange Zeit ernährten wir uns täglich mit einer Handvoll getrockneter Datteln; Kostenpunkt zwei Pfennige. Für Droschkenfahrten zahlt man zehn Pfennige, für Stiefelputzen drei Pfennige. Unsere Autofahrt im „eleganten Salonwagen“, durch die tausend Kilometer lange Syrische Wüste zurück nach Damaskus, kostete nicht mehr als sechs Reichsmark.

Das sind nur einige Beispiele!

Was meine Reisekasse aber am wenigsten beanspruchte, war die orientalische Gastfreundschaft. Hierin hatte ich ein ganz besonderes Glück. Manche Woche war ich irgendwo zu Gast. Ich hätte den Gastgeber kaum schwerer beleidigen können, als wenn ich ihm für den Aufenthalt irgendwie etwas angeboten hätte.

Macht sich der Leser von dieser billigen Lebensweise eine Vorstellung, dann kann er begreifen, wie ich mit wenigen Mitteln ehrlich und aufrecht durchgekommen bin.

Es soll aber niemand in die Versuchung kommen, mit ein paar Groschen in der Tasche den Orient zu bereisen.

Ach, wie werden die mit den Verhältnissen und der Sprache nicht Vertrauten übers Ohr gehauen. Oft zahlen sie einen verlangten, unverschämt hohen Preis nur, um der Aufdringlichkeit und dem fürchterlichen Geschrei der Eingeborenen zu entgehen.

Ist aber ein solcher Reisender wirklich einmal pleite, dann lernt er den wundervollen Orient von einer andern Seite kennen!

Ich habe auch solche Arme getroffen!

Für meinen verlorenen Freund lerne ich auf einer meiner vielen umfangreichen Reisen kreuz und quer durch Palästina „Sepp“, einen Tiroler Studenten, kennen.

Auch er hat die Absicht, noch weiter nach Osten zu reisen.

Nie hat es mir leid getan, diesen edlen, frommen, aber auch eisernen Kerl mit mir genommen zu haben. Ich kann wohl sagen, er wurde mir ein Freund im wahrsten Sinne. Die Freude üppiger Tage, aber auch das bittere Leid von Not, Verfolgung und Überfällen hat er geduldig mit mir getragen.

Unsere Blicke wandern nach Norden. Wir warten schon bald eine Woche, bis die Revolution in Syrien, hauptsächlich der Ausnahmezustand von Damaskus, beendet ist, denn vorher ist es unmöglich, das syrische Visum zu bekommen. Von dort aus wollen wir dann nach Mesopotamien fahren.

Wieder einmal sitzen wir im Kaffeehaus eines Griechen, schön gelegen am See Genezareth, und lesen die neuesten Nachrichten von dem Nachbarland da oben.

Plötzlich fährt draußen wie ein spukhafter Feuerteufel ein roter Lastwagen vorüber. Ich springe hoch, bin schon auf der Straße und pfeife mit aller Kraft durch die Finger.

Tatsächlich hören es die Fahrer und halten.

Ich eile hin und lese, wie ich vermutet habe: „Overland-Desert-Route."

Also ein Wagen nach Bagdad!!!

Wir fahren mit.

Nach einer Stunde haben wir die palästinische Grenze schon hinter uns. Nun geht es hinein in die wuchtigen Moabiterberge Transjordaniens.

Dann folgt Wüste, unendliche Wüste. — —

Was wird uns wohl die nächste Zeit alles bringen? Wohin werden uns die Wege führen?

Über Bagdad hinaus haben wir noch keine Entschlüsse fassen können. Aber eins steht fest, daß wir später unter keinen Umständen erfolglos gereist sein wollen.

Meine Erwartungen wurden weit übertroffen. Nie hätte ich mir träumen lassen, daß ich mit Sepp gewisse Gegenden des sagenhaften „Kurdistan“ als erster Fremder betreten sollte!

Noch heute kommt mir diese Zeit als ein fast unfaßbarer Traum vor. Kaum ein Mensch kann sich die Wildheit und Primitivität des inneren Kurdistan vorstellen. Und so mag auch mancher fast ungläubig den Kopf schütteln, wenn er von meinen abenteuerlichen Reise-Erlebnissen liest.

Solchen Zweiflern möchte ich sagen, daß dieses Buch kein aufpeitschender Phantasieroman ist, sondern daß darin in aller Einfachheit meine in Wirklichkeit erlebten Dinge erzählt werden.

Außerdem empfehle ich dieser Art von Lesern, selbst hinzureisen. Es wird ihnen wie den bisherigen Forschern gehen, die schließlich unter großen Schwierigkeiten hineingekommen sind, aber nie wieder zurück...

Dazuhin werden die Eingänge nach unserem Hinauswurf von den Arabern doppelt streng bewacht. So habe ich mit meinem Freund auch die Genugtuung, daß nicht nur vor uns, sondern auch in absehbarer Zeit nach uns keines Fremden Fuß die dunkle kurdische Bergwildnis betreten wird.

Daß ich nach all den schweren und oft mühseligen Tagen, die uns nicht nur einmal dem Tode ins Auge schauen ließen, wieder gesund in die Heimat zurückkehren durfte, sehe ich als Wunder an. Der Araber nennt es „Fatum“ und dankt Allah und Mohammed, seinem Propheten. Wir nennen es wunderbare Führung und Bewahrung und danken Gott für seine gnädige Durchhilfe.

Bagdad und die heilige Stadt Kasimen.

Seit über vierzig Stunden war ich mit meinem Sepp der Gefangene des Wüstenwagens, den wir nach herrlichen Sonnentagen und phantastischen Vollmondnächten am See Genezareth in Tiberias bestiegen hatten.

Nur ganz kurz dauerte die Rast an der Grenze zwischen Palästina und Transjordanien zur Paßkontrolle und einer geringfügigen Reparatur.

Dann donnerte der Wagen diese viele Stunden Tag und Nacht in rasender Fahrt ununterbrochen durch die öde syrische Wüste dahin. Zur Orientierung des Weges dienten lediglich die Fahrspuren anderer Wüstenwagen.

Während wir tagsüber in der glutheißen Sonne fast austrockneten, froren wir des Nachts. Wir führten außer unseren leichten Reisedecken nur Tropenkleidung mit uns.

Der Einfall zu dieser Wüstenfahrt war uns nämlich ebenso spontan gekommen, wie so manches andere Abenteuer, das wir auf unserer Reise erlebten.

An Schlaf war trotz unserer ungeheuren Müdigkeit nicht zu denken, weil wir in diesem rasenden Tempo bei jeder der vielen Erhöhungen des Sandmeeres hochgeworfen und mit kräftigem Schlag wieder niedergesetzt wurden. So lagen wir, alles über uns ergehen lassend, auf dem offenen, leeren Lastwagen und starrten hinauf in den Zauber des Sternenhimmels und in das fahlsilberne Mondlicht einer tropischen Nacht....

Am zweiten Morgen unserer Wüstenfahrt aber kam neues Leben in unsere steifen Glieder. Heute sollten wir

noch am Vormittag das Ziel unserer Sehnsucht erreichen. Schon hatten wir den Euphrat überquert und einige Dörflein inmitten kleinerer Oasen durchfahren, da verschlang uns wieder die trostlose Öde der Wüste.

Erwartungsvoll gehen unsere Blicke gen Osten in die langsam höher und höher emporsteigende Glutkugel.

Endlich glauben wir einige glitzernde Punkte am Horizont zu entdecken, die sich rasch vergrößern. Durch unser Fernglas erkennen wir goldenglänzende Kuppeln von Moscheen. Von unserem Wüstenchauffeur erfahren wir, daß es die der heiligen Stadt Kasimen sind, dem Wallfahrtsort der mohammedanischen Sekte der Schijten. Wir umfahren aber diese Stadt in großem Bogen.

Während ich noch lange auf die schimmernden Kuppeln und Minarette zurückblicke, steigt in mir ein Gedanke auf — — —.

Wir nähern uns unserem Ziel. Vor uns liegt Bagdad, die einstige Stadt der Wundermärchen von „Tausendundeine Nacht". Inmitten von sattem Grün und dem Braun gewaltiger Palmenhaine blinken die unzähligen weißleuchtenden Häuser hervor. Dazwischen leuchten die vielen, in allen Regenbogenfarben schimmernden, buntglacierten Kuppeln der zahlreichen Moscheen.

Es ist ein Wunderglanz und eine Farbenpracht, wie man sie sich nur vom Orient träumen lassen kann.

Tiefblau wölbt sich der unermeßliche, wolkenlose Himmel wie ein Dom über dieses Märchen der Märchen.

Wir verlassen unseren Rumpelkasten und sind froh, endlich wieder auf unseren eigenen Beinen zu stehen.

Das unerwartet schöne Straßenbild, das noch durch die Freudigkeit der Frauenkleidung gehoben wird, setzt uns in volle Begeisterung.

Lachend werfen wir einen letzten Blick auf den Wüsten-

wagen. Dann besteigen wir ein schönes, bequemes Mietauto, von dem wir uns in das von uns schon erwählte „Hotel Naamann“ bringen lassen. Dort richten wir uns behaglich ein, denn wir beabsichtigen, mindestens zwei Wochen hier zu bleiben, um all den Glanz und Zauber dieser Märchenstadt zu kosten.

Inzwischen ist es Abend geworden. In einem Meer von Farben rollt das Sonnenrad gen Westen.

Begleitet von unserem Diener Ibrahim, den wir für die Dauer unseres Aufenthalts angestellt haben, und der auch ganz leidlich Englisch spricht, schlendern wir durch das moderne Viertel der „New Street“, um bald darauf in einem der vielen, nach der Straße zu offenen Kaffeehäuser zu landen. Hier hängen an den Wänden und liegen über den zahlreichen, hohen Bänken prachtvolle, kostbare Perserteppiche, vor denen winzig kleine Tischchen für den gereichten Mokka und Tee stehen.

Entgegen dieser Pracht an Wänden und auf Bänken ist der Fußboden sehr schmutzig und mit Sägmehl bestreut. Man kennt die hygienische Theorie „Nicht auf den Boden spucken“ im Orient nicht. Aller Unrat wandert nach unten. In den Kaffeehäusern herrscht reges Leben. Von morgens früh bis in die späte Nacht sind sie dicht bevölkert.

Geschmacklos gekleidete Eingeborene, mit der eigenartigen Irakmütze auf dem Kopf, und viele Beduinen aus ihrem unermeßlichen Bereich der Wüste sind da und schauen, als wir das Lokal betreten. Sie sind zum Einkauf gekommen und wollen hier noch manches Neue erfahren.

Diese Beduinen tragen den Burnus — die Abba —, im Gürtel den Silberdolch, kunstvoll ziseliert, um das Haupt das Keffietuch geschlungen, welches mit den schwarzen Ziegenhaarringen, dem „Iggal“, festgehalten wird.

Zwischen den dichtgedrängt sitzenden Menschen gehen eiligen Schrittes die Boys hin und her, um die gewünschten Getränke zu reichen. Durch den ganzen Raum zieht sich ein leises Gemurmel, dazwischen das Gurgeln der vielen wohlschmeckenden „Nargilehs" (Wasserpfeifen) und das unaufhörliche Klappern des hier sehr beliebten Glückspiels „Drick-Drack".

Sepp und ich haben uns mit Ibrahim in eine Ecke des Lokals gesetzt, von wo aus wir das ganze Leben und Treiben ungestört beobachten können.

Aller Augen richten sich heimlich auf uns, da wir mit unserem Diener englisch sprachen. Nicht weniger erstaunt aber blicken die neugierigen Lauscher auf, als wir in fließendem Hocharabisch „Tschai" (Tee) bestellen. Ganz famos ist es, daß man in den Bagdader Kaffeehäusern nur einmal zu bezahlen braucht, und zwar etwa sechs Pfennige. Für diesen Betrag kann man den Vor- oder Nachmittag sitzen bleiben und trinken, so viel man will.

Kaum zwei Minuten sitzen wir hier, da tritt der Boy zu uns an den Tisch und bietet uns Zigaretten an. Auf unsere fragenden Blicke deutet er auf einen Herrn in der gegenüberliegenden Ecke.

Wir grüßen lachend hinüber und setzen uns später an seinen Tisch. Er ist ein Herr aus höheren Kreisen, der sich freut, daß wir zwei „Allemani" von so weit hergekommen sind, um seine Heimatstadt Bagdad zu besuchen.

Sogleich läßt er für uns Getränke und die übliche Nargileh kommen. Voll Behagen genießen wir dieselben.

Lange unterhalten wir uns mit diesem Herrn, einem sehr geistvollen, höheren Regierungsbeamten, der uns nicht nur als seine Gäste betrachtet, sondern uns auch viel Neues und Altes von Bagdad erzählt.

Viel wichtiger war es uns aber, daß uns durch ihn Tür und Tor zu allen führenden Stellen und Männern des Irak geöffnet wurden. Überhaupt hatten wir noch oft Gelegenheit, die große Gastfreundschaft der Irakaraber gerade uns Deutschen gegenüber kennen zu lernen.

Nach der sehr anstrengenden Wüstenfahrt kam es uns geradezu großartig vor, wieder einmal in einem richtigen, guten Bett zu schlafen. Es war ein beglückendes Gefühl, als ich mich so wohlig auf die federnde Matratze niederließ, um dann sogleich in einen traumlosen Schlaf zu sinken.

Neugestärkt erwachen wir am andern Morgen. Heute wollen wir unsere ersten großen Eindrücke von der Metropole am Tigris sammeln. Gleich beim Verlassen des Hotels befinden wir uns im Modernen Viertel — einer kilometerlangen, breitangelegten Straße mit großem Verkehr. Was mir besonders auffällt, sind die unzähligen modernsten Autos. Der Irakaraber aus Bagdad verkauft lieber alles andere und lebt ganz kärglich, wenn er nur einen schönen Wagen halten kann und dann als „Effendi" angesprochen wird.

Zwischen den Autos sieht man auch eine „Arabane" (Droschke) hinter der andern fahren, die jeweils von zwei prächtigen, gutgepflegten Araberpferden gezogen wird. Außer einigen billigen kleinen Autobussen gilt hier die Arabane sozusagen als Hauptbeförderungsmittel und ersetzt die Straßenbahn, weil sie spottbillig ist, wie überhaupt alles in dieser Stadt. Auch wir rufen das übliche „Arabansche" und besteigen eine mit zwei tänzelnden Schimmeln bespannte Droschke, mit der wir unsere erste Fahrt durch Bagdad antreten.

Das Straßenbild ist äußerst bunt. Die Menschenmenge wogt hin und her. Zwischen den modern gekleideten Effen-

dis sieht man viele Naturkinder der Wüste, Inder, Perser, Juden und sonstigen Orientalen.

Nachdem wir uns vom Wagen aus eine Zeitlang das Leben betrachtet haben, steigen wir vor einer kleinen Araber-Garküche ab. Gleich am Eingang werden die Speisen „à l'arabic" öffentlich auf dem Holzkohlenfeuer zubereitet.

Wir bestellen uns „Gaß", das ist an kleinem Spieß gebratenes Hammelfleisch. Als Beilage werden verschiedene scharfe Salate gereicht. Messer und Gabel kennt man in diesen Araberküchen nicht, man muß diese Speisen geschickt mit den Händen in ein kleines Stück „Chobbes" (Brotfladen) wickeln und in den Mund befördern. Als Getränk gibt es nur Wasser.

Hier schließen wir Freundschaft mit einem Herrn. Wir erfahren, daß seine Schwester Fatima vor einigen Jahren in Wien studierte. Er fordert uns auf, diese Schwester doch zu besuchen, denn sie würde sich ganz besonders freuen, wenn sie wieder einmal mit Deutschen deutsch sprechen könne.

Ob dieser Einladung hocherfreut, beschlossen wir, diesen Besuch sogleich zu machen. Wir haben uns auch schnell befreundet, und noch oft verbrachten wir in ihrem gemütlichen Heim die schönsten Stunden bei ausgezeichneter Kost und europäischer Musik.

In diesen beiden lieben Menschen fanden wir treue Begleiter und Führer auf unseren Streifzügen durch und um Bagdad.

Am ersten Abend noch bummeln wir durch die vom Mondlicht wenig erhellten, kaum belebten Gassen, dem Tigris zu. Es ist ganz still. Nur dann und wann knurrt uns einer der halbwilden Hunde an, die es hier in großer Anzahl gibt. An allen Ecken stoßen wir auf arabisch

gekleidete, finstere Gesellen — die Nachtwächter —, im Lendengürtel den Dolch, das Gewehr übergehängt.

Lange stehen wir schweigend am Tigrisufer, dem Lebensspender Bagdads. Vom jenseitigen Ufer aus zwängt sich magischer Lichtschimmer durch die scharfen Silhouetten der Palmenkronen. Es ist eine phantastische Nacht am sagen- und märchenumwobenen Gestade. Jetzt stehen auch wir unter üppigen Palmen. Ganz leise säuselt der Abendwind. Kleine, schmutzige Vorstadthütten, in denen Menschen und Tiere einträchtig beieinander leben, schmiegen sich unter diesen Zanberwald. Von fern wehen abgerissene Fetzen der monotonen Weisen aus einem arabischen Kaffeehaus zu uns herüber und vermischen sich melodisch mit dem Gemurmel der unter uns dahinfließenden, schmutziggelben Fluten des Tigris.

Spät schlendern wir zur Stadt zurück. Vor einem halboffenen Eingang bleiben wir stehen. Ein beißender Rauch und Gestank strömt uns entgegen. Auf meine fragenden Blicke winkt Jamal Kasim, unser Führer, und bedeutet uns, leise mit ihm einzutreten.

Sekundenlang muß ich die Augen schließen, ehe ich erkennen kann, daß wir uns in einem nicht großen, sehr einfachen Raum befinden. In der Mitte ein kleines, offenes Feuer, an dem Kaffee und Tschai gebraut werden. Im Halbkreis auf schmutzigen Teppichen sitzen etwa zwei Dutzend Männer rauchend beisammen. Sie lauschen atemlos und begeistert den fließenden Worten eines buntgekleideten Mannes.

Es ist einer der jetzt selten gewordenen Märchenerzähler von Bagdad.

Wir verstehen zwar nur wenig von dem, was der bunte Mann erzählt, aber so ein klein wenig fühlen wir uns doch in den Zauber von Tausendundeine Nacht zurückversetzt.

Erst spät nach Mitternacht verlassen wir diesen Märchenort und kehren in unser Hotel zurück.

Gleich am andern Morgen gedenken wir diesen Märchenfaden weiter zu spinnen. Unser Diener Ibrahim kennt sich in Bagdad gut aus. Er weiß auch, daß das Gebäude, welches wir besuchen möchten, für jeden verschlossen bleibt. Es ist die seit grauen Zeiten am Strande des Tigris liegende Universität. Schade, daß man in dieses interessanteste und älteste Gebäude der Stadt ein Zollamt verlegt hat, anstatt es dem Fremdenverkehr zu erschließen.

Aber Ibrahim weiß sich zu helfen. Er hat in diesem Zollamt einen guten Freund, der uns behilflich sein will. Ich drücke diesem ein Trinkgeld in die Hand, und nach mehrerem Treppauf-treppab in dunklen, halbzerfallenen Gängen stehen wir vor der interessanten Westseite dieser in der ganzen Welt berühmten Gelehrtenschule.

Ibrahim erzählt, daß sie aus den Zeiten Harun al Raschids stamme. Das dürfte aber wohl noch zu den Märchen von Tausendundeiner Nacht gehören.

Schnell mache ich noch eine heimliche Aufnahme des Gebäudes, das an der Westfront eine Sure des Korans in großen verzierten Lettern trägt.

Auf dem Rückweg erzählt uns Ibrahim, woher der Ausdruck Tausendundeine Nacht stamme. Harun al Raschid sei ein großer Tyrann gewesen und habe täglich eine Frau geheiratet. Diese Ärmste sei aber schon am andern Tag getötet worden. Eine Frau aber — Scheherezade — habe sich vor diesem traurigen Ende retten können. Als sie zur Heirat an die Reihe kam, erzählte sie dem Kalifen eine spannende Geschichte. Im interessantesten, spannendsten Moment hörte sie aber mit Erzählen auf und versprach, ihm den Schluß am nächsten Abend zu erzählen.

Scheherezade verstand es tausend Nächte lang, diese

spannenden Geschichten zu erzählen, so daß ihr Harun al Raschid in der tausendundeinen Nacht das Leben schenkte, als Lohn für ihre schönen Geschichten.

Mit unseren Freunden Fatima und Jamal Kasim machen wir noch einige schöne Ausflüge nach den antiken Ruinenstätten Kesifon, Akakuf und Babylon, die uns unvergeßliche Eindrücke mitgeben.

Aber an ein Erlebnis muß ich immer wieder denken. Gehe ich da mit Sepp einmal von Bagdad aus den Tigris entlang spazieren. Wie angenehm ist der leise Flußwind gegenüber der verheerenden Gluthitze der Stadt. Der Diener ist gerade beim Einkauf im Basar, und so schlendern wir stundenlang dahin.

Plötzlich merke ich aber, daß wir im Eifer des Gesprächs unbemerkt vom Tigris abgekommen sind und einem Weg folgen, der in ein Labyrinth von vielen elenden Hütten aus Schilfmatten führt. Der widerliche Gestank und der unbeschreibliche Dreck geben dem Bild eigentlich etwas Romantisches, Schönes. Wie ich aber auf beiden Seiten, bald darauf auch vor und hinter uns immer wieder Gestalten mit stechenden Augen auftauchen sehe, wird die Lage etwas kritisch. — Ich versuche, einen Ausweg, dem Tigris zu, zu finden. Besonders dumm ist für uns, daß ich gerade heute meine Pistole zu Hause gelassen habe. Auch haben wir sonst beim Besuch derartiger Plätze immer geradezu zerrissene Kleidung an....

Kaum überlege ich mir, wie herauszukommen, pufft mich einer von hinten her leicht in die Rippen.

Gemächlich drehe ich mich, nimm den Kerl — ein Typ von Verbrecher — fest ins Auge. „Eschbedack? Massalami, jellah, jellah!“ sage ich ihm. „Was willst du? Mache, daß du fort kommst, aber ein wenig schnell!“

Erst ist er ein wenig verblüfft, daß ich ihn in seiner

Sprache anrede. Ich will schon weiter gehen, da berührt er mich ein zweitesmal. In diesem Moment mache ich aber auf dem Absatz wie ein „geölter Blitz“ kehrt. Ein Schlag im Schwung und der Anführer fliegt mehrere Meter weit in den Dreck. Fünf Sekunden lang hauen wir nach rechts und links aus. Sepp steht mir in der „Produktion“ nicht nach. Dann sieht man nur noch Absätze. Aber auch wir verschwinden auf dem schnellsten Wege.

Außer Gefahr schauen wir uns erst richtig an, schütteln uns herzlich die Hände und lachen aus vollem Halse.

Ja, wir haben das Recht zu lachen, denn eine Bande von vierzig bis fünfzig Kerle haben wir dadurch, daß wir so zehn bis zwölf der Brüder, die uns schon in ihrem sicheren Besitz wähnten, niedergeschlagen haben, in die Flucht gejagt...

Immer wieder fallen mir die goldglänzenden Kuppeln ein, die wir vom Wüstenwagen aus gesehen hatten. Es lockt mich hinaus an jenen Ort, dessen Betreten durch Nicht-Mohammedaner mit dem Tode bestraft wird, — hinaus nach der heiligen Stadt Kasimen. Sie gehört den Schijten, der fanatischsten und strengsten aller islamischen Sekten.

Unerschrocken wie immer, marschieren wir — Sepp und ich — los, die Irakmütze kokett aufs linke Ohr gedrückt. Im Mittelpunkt der Altstadt von Bagdad finden wir die Haltestelle der Pferdebahn, die zugleich Ausgangspunkt nach Kasimen ist. Wir klettern hinauf in den „1. Stock“. Das ist der Platz für Effendis und bedeutet soviel wie „1. Klasse“. Dann fahren wir los. Ohne Aufenthalt traben die vorgespannten Pferde dahin.

Zuerst geht es durch die großen Dattelpalmenhaine Bagdads, bis plötzlich vor uns die uns bereits bekannten goldenen Kuppeln auftauchen.

Während der Fahrt lassen wir Ibrahim erzählen und nur, wenn wir die Worte ganz exakt auszusprechen vermögen, geben wir ihm Antwort. Wir werden nämlich von den Mitfahrern scharf beobachtet. Fiele auch nur der geringste Verdacht auf uns, wäre es nicht nur um unser eigenes Leben, sondern auch um das unseres treuen Dieners Ibrahim geschehen.

In Kasimen angekommen, verlassen wir die Pferdebahn. Scheinbar ganz unbekümmert, aber trotzdem alles scharf beobachtend, schlendern wir durch die schmutzigen Gassen. Unsere Absicht besteht darin, möglichst nahe an die Eingänge der Moschee heranzukommen, um photographische Aufnahmen zu machen.

Ibrahim geht vor uns her, um festzustellen, ob auch alles sicher ist — das heißt, ob nicht gerade irgend ein fanatischer Gläubiger uns in den Weg kommt.

Einigemale ist der Versuch einer Annäherung bereits mißglückt. Nachdem uns diese abwartende Lage aber schließlich zu langweilig wird, gehen wir einfach geradenwegs auf den Eingang der Moschee zu. Der flehenden Bitten unseres braven Ibrahims achten wir nicht. Wohl oder übel muß er nun mitmachen. Erstaunlich schnell stellt er sich auch auf die neue Situation ein. Während wir so an den verschiedenen Eingängen vorbeikommen, erklärt er, hineindeutend, irgend etwas Unwichtiges. Sepp und mir aber gelingt es, mit der kleinen „Kodak Retina" durchs Knopfloch verschiedene Aufnahmen des Innenhofs der Moschee zu machen und ganz unbemerkt dabei zu bleiben. Wir sind glücklich, diese seltenen Photos unserer schon reichen Sammlung einverleiben zu können.

Dieser Innenhof ist etwas ganz unbeschreiblich Schönes. In einem mit raffiniertem Kunstsinn zusammengestellten Farbengewirr schimmert er. Jede einzelne bunt-

glacierte Kachel ist ein Kunstwerk für sich. Jede trägt ein anderes Bild wie Blumen, Phantasiefiguren, Halbmonde und anderes. Wir können uns von diesem glitzernden Wunder kaum losreißen.

Bereits fünf von den sieben Toren der heiligen Moschee haben wir unseren unerwünschten Besuch abgestattet. Während ich mit Sepp ganz unbekümmert und voll Freude über unseren gelungenen Versuch gerade auf dem Weg zum nächsten Eingang zum Heiligtum bin, der uns den wunderbaren Glanz wieder von einer anderen Seite zeigen sollte, bemerke ich plötzlich ein seltsames Flackern in Ibrahims Augen. Er sagt kein Wort mehr und gibt uns auf Fragen nur ganz kurze, mürrische Antworten. Dabei späht er, immer aufgeregter werdend, nach vorn und rückwärts aus. Wir folgen ihm, ohne zu wissen was eigentlich los ist. Besonders behutsam ist er beim Überqueren der Straßen. Und gerade als ich ihn wieder seines sonderbaren Benehmens wegen zur Rede stellen will, macht er urplötzlich einen raschen Seitensprung und ruft uns leise, aber eindringlich zu: „Jellah! Jellah, dahl!" (Schnell! Schnell, mir nach!) Augenblicklich folgen wir ihm und wissen immer noch nicht, was los ist. Nur wenige Minuten, in denen es aber kreuz und quer durch Winkel geht, wo uns niemand begegnet, rasen wir Hals über Kopf los. — In einem Hauseingang verschwinden wir. Auf der anderen Seite des Hauses schwingen wir uns mit einem Satz etwa drei Meter in die Tiefe. Zu unserem Glück werden wir auch hier nicht beobachtet. Ibrahim macht einen Augenblick halt, um sich zu verschnaufen. Nun schauen wir ihn gebietend an. Und jetzt rückt er mit der Sprache heraus. In kurzen, abgerissenen Sätzen berichtet er, daß ein Mann, der schon in der Pferdebahn mitgefahren, uns stets in einem gewissen

Abstand gefolgt sei und uns beobachtet habe, plötzlich verschwunden sei. Als wir dann gerade vor dem dritten Tor standen, sei er dann wieder aufgetaucht und habe ihn mit einem drohenden Blick gemustert. Da erst habe er in diesem hartnäckigen Verfolger einen weit gefürchteten, fanatischen Schijten erkannt. Mit Angst und Bangen sei es ihm, dem braven Ibrahim, dennoch gelungen, uns ohne Zwischenfall zu den beiden folgenden Toren zu führen, weil er gewußt habe, daß wir unser Verlangen, Aufnahmen zu machen, nicht ohne weiteres aufgeben würden. Inzwischen habe sich aber eine immer enger werdende Schlinge um uns alle gelegt. Bevor uns der Hals zugezogen werden konnte, habe er — Allah wisse es — uns gerade noch vor dem sicheren Tod gerettet.

Wir begreifen sofort, wie das Barometer für uns steht und verlassen uns nun ganz auf die Geschicklichkeit unseres Dieners, der uns eiligst durch ein Gewirr von engen Wegen, durch halb oder stockfinstere Gänge führt oder uns über und durch halbzerfallene Hütten voranklettert. Schweißtriefend gelangen wir glücklich außerhalb der gefährlichen Stadt an. Nun wird aber erst recht noch eine Aufnahme von dieser Stadt, die uns um ein Haar den Tod gebracht hätte, gemacht. Das Abenteuer, so aufregend es war, war gut gelungen.

Gerade, wie vom Himmel gesandt, fuhr auch noch ein Lastauto auf der nahen Straße. Ich winkte ihm, und der Fahrer hielt an. Unbekümmert, als sei nichts weiter geschehen, klettern wir auf, geben dem Mann ein gutes Bakschisch, und dahin geht es in schneller Fahrt. Mit einem nicht zu verbergenden Herzklopfen bemerken wir bei der Abfahrt, wie aus allen Winkeln und Ecken, zwischen den Hütten und armseligen Häuslein Männer auftauchen, die laut fluchend und mit geballten Fäusten hinter uns her

schimpfen. Unser Chauffeur bemerkt es nicht, und es ist gut so. Da es immerhin möglich wäre, daß wir in einem kleinen, schnellen Auto verfolgt werden, mache ich auf alle Fälle meine kleine Mauserpistole schußbereit, aber wir kommen rasch voran und — Gott Lob und Dank — ungestört in die Nähe Bagdads.

Hier gibt es noch etwas Merkwürdiges für uns zu schauen — das weitausgedehnte Gräberfeld vor Bagdad. Auf einem sanftansteigenden Hügelzug liegen vor uns die vielen, vielen weißleuchtenden Grabmale — dazwischen, meist von einigen Palmen umgeben, kleinere Grabmoscheen.

Nicht das leiseste Lüftchen weht, und die sengenden Glutstrahlen der Orientsonne brennen auf uns arme Lebewesen nieder. Dazu dringt ein entsetzlicher, beißender Modergeruch auf uns ein, dem wir auch bald auf die Spur kommen. Weit und breit, soweit das Auge reicht, sind wir die einzigen Menschen, nur in der Nähe von uns weiden einige Schafe das durch einen kürzlichen Regen spärlich hervorgesprossene Gras ab. Wir gehen weiter. Immer intensiver kommt der fast atemberaubende Aasgestank, plötzlich flattern dicht vor uns aus einer Vertiefung laut kreischende, große, graubraune Vögel auf. Im gleichen Augenblick springen an anderer Stelle kläffende, weiße Hunde mit bluttriefenden Schnauzen und eingezogenen Schwänzen vor uns auf. Entsetzt bleiben wir einen Augenblick stehen. Dann sehen wir bei näherer Untersuchung um das ganze Gräberfeld verstreut eine Fülle von Tierleichen aller Gattungen liegen. Blutig zerfetzt lag in unserer nächsten Nähe ein toter Esel. Nachdem die Aasgeier und wilden Hunde von uns erschreckt verscheucht worden waren, setzten sie jedoch ganz unbekümmert gleich hinter uns ihre merkwürdige Mahlzeit an einem anderen Tier fort. Der pestartige Gestank verschlug uns fast den Atem, und eiligst verließen

wir diesen Ort des Schreckens. Es ist hier in Bagdad der Brauch, daß, sobald ein Tier am Verenden oder schon krepiert ist, es hierher nach dem Gräberfeld geschleppt wird, um von den lauernden Hunden und Aasgeiern sofort in Angriff genommen zu werden. Der Orient darf froh sein, daß er diese Aasgeier, Hyänen, Schakale und wilden Hunde so zahlreich besitzt, denn nicht umsonst nennt man diese „die Gesundheitspolizei des Orients". Würden diese mit dem Aas nicht sofort aufränmen, wären die Folgen der fürchterlichen Seuchen, wie Ruhr, Typhus und andere nicht abzusehen. Es treten diese Krankheiten in Bagdad ohnehin alljährlich in einem verheerenden Ausmaß auf, was einesteils von der überaus schmutzigen Lebensweise und anderenteils vom Tigris herrührt. Es ist kaum vorstellbar, daß von demselben Tigris, in den der ganze Unrat und das Abwasser der Stadt, wie auch Aas und sonstige seuchenbringende Sachen wandern, auch das Trinkwasser gewonnen wird, das durch ganz primitive Filteranlagen hochgepumpt und auf die ganze Stadt verteilt wird. Es ergriff mich stets ein Grauen, wenn ich sah, wie die Menschen dort ihre Salate und sonstigen Lebensmittel in diesem verseuchten Wasser am Tigrisstrand „wuschen" und sogleich verzehrten. Muß man da nicht die fürchterlichsten Krankheiten und Seuchen bekommen?

Mein Freund Sepp und ich haben stets alle erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen ergriffen, um nicht das Opfer einer Krankheit des Orients zu werden, und gar oft machten wir auf unseren Wanderungen nach den über uns kreisenden Aasgeiern geballte Fäuste und riefen ihnen zu: „Auf uns braucht ihr nicht zu warten!"

Nur vor einer Krankheit, die etwas geradezu Unheimliches ist, hatten wir eine ständige Angst: vor der Bagdadbeule. Fast jeder Eingeborene hat sie mindestens einmal,

meistens aber mehrmals gehabt. Die Bagdadbeule hinterläßt entsetzlich häßliche Narben. Besonders leicht werden von ihr die Europäer befallen. Wenn diese Bagdadbeule letzten Endes auch ungefährlich ist, so ist sie doch ein sehr schmerzhaftes, eitriges Geschwür, dessen Wunde ungefähr ein ganzes Jahr offen bleibt. Ein wirksames Mittel dagegen hat man noch nicht erfinden können. Die Infektion geschieht hauptsächlich durch das fürchterlich verseuchte Wasser oder durch Übertraguug von Ungeziefer wie Läuse, Flöhe, Wanzen, Moskitos und anderen sehr zahlreich vertretenen Gattungen dieser Orientbewohner.

Als wir nach diesem bedeutungsvollen Tag in Kasimen unseren Heimweg in die Stadt antraten, trafen wir einen reichen, arabischen Bekannten, der uns einlud, mit ihm ein echt arabisches Pferderennen zu besuchen. Diese Pferderennen finden immer am Freitag, dem moslemischen Feiertag, statt. Es war uns eine Wohltat nach dem schauerlich Geschauten auf dem Gräberfeld, noch einige interessante Stunden auf dem Rennplatz von Bagdad zu verbringen. Begeisternd waren die wundervollen, rassigen Araberhengste edelsten Blutes, die entweder den reichen Bewohnern der Stadt oder den Königen der Wüste, den großen Beduinen-Scheichs gehören. Vor dem Rennen werden die Tiere, wie bei uns, mit Nummern versehen in einem kleinen Kreis vorgeführt. Sachverständige Musterung der Wetter findet statt. Dann eilt alles zum Totalisator. Prachtvoll ist das Bild, wenn sie in ungebändigter, wilder Flucht mit fliegenden Mähnen über die Bahn rasen. Die Gesichter der Zuschauer zeigen dann deutlich an, wie der jeweilige Barometer steht — wer gewann und wer verlor. Man sah nur strahlend-glückliche oder zum Tod betrübte Mienen, denn meist werden sinnlos hohe Wetten abgeschlossen und nicht selten das ganze Hab und Gut auf ein Pferd gesetzt.

Ruhigere Tage folgen dem aufregenden Ausflug nach Kasimen und dem Gräberfeld.

Wieder wurde es Abend in Bagdad...

Sepp und ich hatten einen reizenden Nachmittag mit unseren lieben Freunden Fatima und Jamal Kasim verbracht. In angeregter Stimmung durchstreiften wir die abendlich beleuchteten Straßen und überlegten, was den heutigen Tag beschließen sollte. Irgend etwas mußten wir noch unternehmen — aber was?

In der Nähe hören wir Musik, aber nicht die eines europäischen Symphonieorchesters, sondern eines Bagdader Quartetts, bestehend aus einer Pauke, einer Klarinette, einer Trompete und eines alles übertönenden Basses. Davor lauscht andächtig eine staunende Menschenmenge. Die eintönigen, klagenden Weisen der arabischen Musik, die uns Europäer so ganz unberührt läßt, läßt hier die Herzen der Zuhörer in hohen Wogen schlagen, das sieht man an den verzückten Mienen, mit denen sie jedem Ton folgen. Es ist die Reklamemusik für den gerade jetzt im ganzen Orient berühmten „Abdul Wahab-Film". Über diesen Film hatten wir uns schon während unserer ganzen Reise genügend geärgert. Wohin wir kamen, überall verfolgten uns die sogenannten Schlagermelodien. Aus jedem Konzertkaffee Ägyptens quoll diese Filmmusik. In Palästina verfolgte sie uns bis ins Hotel, und nun müssen wir sie in Bagdad wieder über uns ergehen lassen. Wie ein böser Geist folgte sie unseren Spuren. Trotzdem machen wir vor dem Kinotheater halt und lesen die Anpreisung des Stückes. Dann schauen wir uns gegenseitig an, lachen und beschließen, am heutigen Abend dieses Filmwunder zu bestaunen und zu belauschen.

Im Orient können Effendis und Europäer nur auf den Logenplatz im Kino gehen. Alle anderen Plätze waren

überdies auch bereits von der einfachen Bevölkerung restlos besetzt. Vor Beginn der Vorstellung wird hier noch behaglich ein Tschai geschlürft und eine Zigarette geraucht. Man brauchte also nicht untätig auf den Beginn der Vorstellung zu warten. Gerade als sich der Saal verdunkelte, setzte sich auf den neben uns noch freien Platz ein großer Beduine, mit einzig schönen, dunklen, aber edlen Gesichtszügen, aus denen herrische, verschmitzte Augen blitzen. Als Kopfbedeckung trug er ein langes, weißes Seidenkeffie. Um den Körper schlang sich ein silberbestickter, schwarzer Burnus, und seine Finger wareu überladen von kostbaren, goldenen Ringen, deren Edelsteine glitzerten. Einen Augenblick staunen wir. „Das dürfte wohl einer der ‚High claß' (oberen Zehntausend) sein", flüsterte ich Sepp zu.

Während der Vorstellung ist unser Nachbar ganz vertieft in den für ihn wohl seltenen Genuß einer Filmvorstellung. Nicht einen Augenblick verlassen seine Augen die Leinwand. Erst in der Pause sieht er uns an. Zuerst sehr kritisch, dann freundlicher, er erkundigt sich — natürlich in arabischer Sprache — nach unserem Befinden, interessiert sich für unser Woher und Wohin. Er staunt nicht wenig, als wir ihm ganz leidlich in seiner Muttersprache erzählen, daß wir Deutsche sind und hierher kamen, um Bagdad und seine Umgebung kennen zu lernen. Wir erzählen ihm, daß wir in Babylon, Kesifon und anderen sehenswerten Orten der Umgebung waren — Kasimen jedoch verschweigen wir. Danach wollte er nun wissen, ob wir schon draußen in der Wüste gewesen seien, worauf wir ihm unsere schreckliche Wüstenfahrt in dunkelsten Farben schildern. — Dann geht die Kinovorstellung weiter.

Als die Aufführung zu Ende war, verspürten Sepp und ich einen mächtigen Appetit und gedachten im „Tigris-Palace" ein kräftiges Abendessen einzunehmen. Unseren

vornehmen Beduinen haben wir im Gedränge verloren, doch vor dem Eingang steht er plötzlich vor uns und erkundigt sich, was wir Effendis noch unternehmen möchten. Ich hatte die Sachlage schnell erfaßt und bat ihn, mit uns ins Hotel zu kommen, da wir gerne noch mehr von der Wüste und ihren Bewohnern hören möchten. Freudig nimmt er unsere Einladung an.

Wir setzen uns auf die nach dem Tigris blickende Terrasse, inmitten sorgfältig gepflegtem Rasen und unter majestätischen Palmen. Nach dem ausnahmsweise heißen Tag begrüßten wir den abendlichen Tigriswind als etwas unbeschreiblich Angenehmes. Mit unserem Gast aus der Wüste führten wir eine sehr angeregte Unterhaltung. Alles möchte er über Europa wissen, und vor allem fragt er uns über unsere eigene Heimat auf so urkomische Weise aus, daß wir oft nicht geringe Mühe haben, ihm mit unserem unvollständigen arabischen Sprachschatz die richtige Erklärung zu geben.

Inzwischen wird das Abendessen serviert — nämlich „Wiener Schnitzel mit Bratkartoffeln" —, es sollte wenigstens solches vorstellen. Wir nötigen unseren Gast, dem echt europäischen Mahl tüchtig zuzusprechen. Ob es ihm geschmeckt hat, hat er uns nicht verraten; uns schmeckte es jedenfalls großartig, und auch er tat, als sei es für ihn ein Hochgenuß. Nur der Gebrauch von Messer und Gabel schien ihm einige Schwierigkeiten zu bereiten, was wir aber geflissentlich übersehen. Nach dem Essen bitten wir ihn, uns etwas von seinem Königreich in der Wüste zu erzählen, denn erst jetzt haben wir erfahren, daß unser Gast niemand anderes war, als ein sehr, sehr reicher und angesehener Beduinenhäuptling — der bekannte Scheich Abdul el As. Voll Würde, wie es zu seiner königlich hünenhaften Gestalt paßte, erging als Antwort an uns eine

Einladung, ihn in seinem Hauptlager in der Wüste zu besuchen, damit wir das Leben dort selbst kennen lernen könnten. Nach kurzem Überlegen sagen wir auch gern zu, worüber er scheinbar hocherfreut ist. Wir verabreden, daß Sepp und ich in drei Tagen frühmorgens von hier mit dem Auto abfahren. Der Scheich selbst will morgen schon mit seinem ganzen Anhang hinaus ins Lager reiten, um alles für unseren Empfang vorzubereiten. In Feluja, dem Eingang zur Wüste, werde er einen Diener zurücklassen, der uns den nicht ganz leicht zu findenden Weg in sein Lager führen werde.

Dann verabschiedet sich der Sohn der Wüste, und wir beide schauen uns verblüfft an. Eines steht bei uns fest: wir müssen unter allen Umständen den Besuch in der Wüste machen, denn wer weiß, ob sich noch einmal eine so günstige Gelegenheit bietet. Wahrscheinlich nicht mehr.

Die beiden nächsten Tage bringen uns noch eine Fülle von Arbeit. Zuerst muß einmal die ganze angelaufene Korrespondenz erledigt, und dann müssen für die etwa einwöchige Reise in das Reich Abdul el As alle wichtigen Vorbereitungen getroffen werden. Über den Scheich selbst haben wir auf unsere Erkundigungen hin nur die allerbeste Auskunft erhalten, so daß wir unsere Reise getrost antreten können.

Am Vormittag des zweiten Tages durchsuchen wir die ganze Altstadt, in der sich die meisten „Chane", früher Karawansereien, jetzt Autovermietungen, befinden, bis wir endlich einen Wagen zu einem vernünftigen Preis ermittelt haben. Es ist nicht gerade ein neuer oder schöner Wagen, doch legen wir mehr Wert auf ein kräftiges, robustes Fahrzeug, und das konnte man von dem Gefundenen behaupten.

Im Fegefeuer der Wüste.

Punkt fünf Uhr holte uns das Auto in unserem Hotel „Naamann“ ab, um gleich darauf Bagdad zu verlassen. Fuhren wir etwas Großem, Schönem entgegen?

Auf den Rat unseres Freundes Kasim und des treuen Ibrahim haben wir uns reichlich mit Lebensmitteln und, was das Notwendigste war, mit sehr viel Wasser versorgt. Zuerst scheint uns dieses Anraten etwas unverständlich, denn schon am gleichen Abend sollen wir ja im Lager des Scheich Abdul el As eintreffen. Aber einen guten Rat soll man befolgen.

Auf gut geteerter Straße fahren wir in nordwestlicher Richtung davon und erreichen bereits nach eineinhalbstündiger Fahrt „Feluja“. Das ganze Dorf war von unserer Ankunft bereits unterrichtet und erwartete uns. Aus einem großen Kreis schritt sodann ein Beduine hoheitsvoll auf uns zu, verneigte sich ganz tief und meldete: „Mein hoher Herr, Scheich Abdul el As, sendet mich hierher, um euch zu dienen und sicher in sein Lager zu geleiten.“

Der Beduine nimmt in unserm Wagen Platz, und nun erst beginnt die eigentliche Fahrt. Unmittelbar hinter Feluja passieren wir auf einer guten Brücke den Euphrat. Dann verlassen wir die Straße und fahren westwärts in die Steppen der Wüste hinein. Unser Fahrer ist ein origineller Bursche. Mit einer Tollkühnheit, aber fabelhaften Sicherheit, die wirklich staunenswert ist, jongliert er die Wüstenkiste über die vielen Hindernisse hinweg. Das ist gar nicht so einfach, wie es aussieht, denn es sind stets eine

Unzahl kleinere und größere Sanddünen zu überqueren, in denen sich der Wagen festfahren würde, wäre sein Tempo nicht so schnell. Die Löcher behindern den Wagen weniger. Am schönsten ist es, wenn man so im Achtzig-Kilometer-Tempo darüber wegschießt. Man wird dabei zwar bis zur Decke hochgeworfen, aber das macht nichts.

Die Sonne steht schon sehr hoch am Himmel. An sich ist es ein sehr schöner Tag, aber heiß. Das muß eben in Kauf genommen werden, wenn man in die Wüste fährt. Trotzdem kam mir die Schwüle unheimlich drückend vor. Mit einer gewissen Genugtuung sehe ich, daß sich die anderen Mitfahrer auch heimlich den Schweiß von der Stirn wischen.

Da wir aber unaufhaltsam und sehr rasch vom Fleck kommen, können wir, wenn nicht etwas Besonderes dazwischen kommt, schon nachmittags gegen vier Uhr bei unserem Gastgeber sein.

Aber das unerwartet „Besondere" kam.

Ununterbrochen fegten wir nun schon den ganzen Vormittag, mit nur ganz geringer Rast, über die glutheiße Wüste hinweg. Nicht das leiseste Lüftchen regte sich, um uns Kühlung zu schaffen. Immer mehr wurde aus dem armen, pochenden Motor herausgeholt. Keiner von uns sprach mehr ein Wort. Außer dem rastlosen Surren der Maschine hörte man keinen Laut. Auch mir war die Kehle schon vollkommen ausgetrocknet, und ich mochte und konnte nichts mehr reden. Der unheimliche Bann, der auf den anderen lag, übertrug sich auch auf mich und meinen Freund.

Zwei Uhr nachmittags — ich atme auf. Ist es die Erwartung, bald das ersehnte Ziel erreicht zu haben oder eine Beklemmung, daß etwas bevorsteht.

Kurz darauf kommt eine ganz leichte Brise, die ich mir wohlig über Gesicht und Haare streichen lasse. Auf dem

Boden spielt das harmlose Windchen mit dem leichten Wüstensand und formt allerlei Figuren und Arabesken. Während ich noch über die geschickte Meisterhand des Windes staune und alle möglichen Dinge und Gegenstände in den Formen erkenne, nimmt der Wind von Sekunde zu Sekunde an Stärke zu. Die eingeborenen Mitfahrer vertauschen ihre Schweigsamkeit mit lautem Geschimpfe — ihre Augen suchen unstet die Umgebung und den Himmel ab, denn ehe wir es uns versehen, wird es dunkel und dunkler um uns her.

Mit einem lautquietschenden Ruck hält der Chauffeur und springt aus dem Wagen, desgleichen unser Wüstendiener. Eilig packen sie mit allerhand Decken den Motor ein und verwenden sogar zum Teil ihre eigenen Kleidungsstücke dazu. Der Wind hat sich inzwischen sehr verstärkt und fegt eine staubgeschwängerte Windsbraut nach der anderen vor sich her. Und nun sitzen wir auch schon inmitten eines richtigen Sandsturms. — Für uns gibt es aber nur eines: unaufhörlich weiterfahren — nur nicht stehen bleiben, sonst sind wir verloren.

Sepp und ich können es kaum aushalten. Wie Hagelschlag prasseln die feinen Sandkörnchen gegen die Wagenscheiben. Die geschlossenen Augen haben wir voll feinem Sand, ebenso die Nase, vor die wir krampfhaft ein angefeuchtetes Taschentuch pressen. Es beißt und juckt uns überall — in Augen, Nase, Ohren, Mund —, überhaupt in jeder Pore. Dazu kommt, daß der Samum nicht etwa abkühlend wirkt, wie das erst schien. Im Gegenteil, es ist ein regelrechter „Haua Schargi", der aus Osten kommende, heiße Wind, der sich buchstäblich mit wahrer Höllenglut auf uns herabstürzt. Man kann nicht einmal mehr schwitzen, denn selbst der dickste Schweißtropfen wird von dem höllischen Wind, der bis ins innerste Mark eindringt, förm-

lich hinweggesengt. Um uns her scheint finstere Nacht zu sein. Wie gigantische Gespenster rasen die hochgewirbelten Sandhosen über das Wüstenmeer. Manchmal versuche ich, die Augen ein wenig zu öffnen, schließe sie aber vor beißendem Schmerz gleich wieder. Dann wundere ich mich, wie es unserem Chauffeur und dem neben ihm sitzenden Wüstendiener möglich ist, die Augen noch soweit offen zu halten, daß er in diesem Tempo fahren kann. Wir werden im Wagen wie Kartoffelsäcke durcheinandergeschüttelt, aber ein Wüstenfahrer weiß, daß ein Halten im Sandsturm für ihn das größte Unglück bedeuten kann. — Er fährt nicht nur, um unser, sondern auch sein eigenes Leben zu retten...

Eine Viertelstunde mögen wir so dahingerast sein, als der Motor plötzlich einige Takte aussetzt — noch ein paar Sekunden — dann steht er still — — Panne!

Der Chauffeur gibt uns einen Wink, damit wir uns so tief wie möglich ins Wageninnere ducken. Waren uns schon die vergangenen zwanzig Minuten wie ein Ewigkeitsschmachten in der Hölle vorgekommen, so steigerten sich die nächsten Minuten zum Gipfel aller Todesangst — nicht nur ob der körperlichen Leiden. Aber wir wußten nicht, ob wir unser Leben aus diesem Feuerpfuhl überhaupt noch retten können. Hier lernten wir die unheimliche Größe der Naturgewalt wahrhaft kennen.

Es war nur gut, daß wir uns schon den arabischen „Min-Allah-Standpunkt" angeeignet hatten, der folgenden Sinn hat: „Allah schickt es, er kann mich leben lassen, wenn aber Allah will, dann sterbe ich." Dieser fatalistische Standpunkt ist im Orient mit seinen Tausenden von Gefahren zu verstehen.

Noch fünf fürchterliche Minuten müssen wir aushalten, die aber fast unser letztes Lebenssäftchen kosten, dann läßt

— Gott sei gepriesen — der Sturm nach, und die glühenden Feuergeister ziehen sich allmählich, aber sehr langsam, zurück.

Als wir mühsam aus dem Wagen kriechen, aber auf dem noch nicht abgekühlten, glühendheißen Sand kaum stehen können, flüstert Sepp: „Potztausend, war das ein Fegefeuer!"

Ich kann ihn nur anlächeln, aber ich fühle mich um Zentnerlasten erleichtert, daß nun die Hauptgefahr überstanden ist. Unser unermüdlicher Wüstenfahrer ist auch schon dabei, die halbverbrannten Decken und Kleidungsstücke von der Kühlerhaube herunterzunehmen, um den noch glutheißen Motor zu untersuchen.

Sepp und ich sind von dem schrecklichen Erlebnis noch so schwach, daß wir uns kaum auf den Beinen halten können. Kraftlos lassen wir uns wieder auf den Sitz im Auto fallen.

Über zwei Stunden wird schon an dem Auto repariert, aber der bisher so brave Motor will nicht wieder anspringen. Inzwischen ist die Dämmerung hereingebrochen. Wir beschließen, die Nacht hier zu verbringen, um morgen früh mit neuer Kraft den Motor vollends in Gang zu bringen. Ich muß mich nur wundern, mit welcher Ruhe unsere Araber diesen mehr als unangenehmen Schicksalsschlag ertragen, befinden wir uns doch mit einem defekten Wagen inmitten der grenzenlosen Wüste, in der wir elend verenden müssen, wenn das Auto nicht mehr in Gang gebracht werden kann oder irgendeine menschliche Hilfe naht. Die einzigen Lebewesen, denen wir begegnen, sind wiederum die kreischenden Aasgeier, denen wir spöttisch auf arabisch „Massalami!" (Zieht in Frieden) zurufen. Oder war das nur Galgenhumor?

Bevor wir uns endgültig zum Schlafen zusammen-

kauern, erkundige ich mich noch, ob die anderen wohl auch etwas Eßwaren und Trinkwaren bei sich haben. Für Sepp, mich und den Diener Ibrahim habe ich selbst soviel, daß wir — allerdings rationiert — ungefähr eine Woche leben können. Als dann unser origineller Fahrer auch noch genügend Proviant hervorholt, sind wir alle wieder glücklich. Überhaupt hat dieser auf einmal wieder eine übermütige Stimmung, als befänden wir uns im sichersten und feudalsten Obdach. Diese und der wieder abkühlende Abendwind brachte uns Europäern, die ja alles viel tragischer nehmen, eine kleine Erleichterung, und so schliefen wir hoffnungsvoll ein.

In der Ferne höre ich noch dann und wann das schrille Bellen der Hyänen und Schakale, dann wird es still um uns.

So mußten schon Stunden vergangen sein, als ich plötzlich durch heftiges Klopfen und Hämmern geweckt wurde. Verschlafen klettere ich aus dem unbequemen Nachtlager — alle Glieder schmerzen heftig. Draußen liegt die Wüste im Halbdunkel, nur einzelne verblassende Sterne schimmern am Himmel. Aber unser tüchtiger Fahrer ist schon dabei, den Motor zu reparieren. Er hat die Motorteile auseinander genommen und wäscht sie mit Benzin ab. Scheinbar war der Sand eingedrungen. Der langsam hochsteigenden Sonne nach zu schließen, die mit allen Farben die Wüste übergießt, hatten wir heute einen schönen Tag zu erwarten. Es war kaum zu glauben, daß gestern noch der versengende „Haua Schargi“ gewütet hatte. Friedlich atmete die Wüste im Morgendämmern.

Ibrahim ist schon dabei, auf einem primitiven Benzinkocher den unvermeidlichen, aber Erschöpfte wieder zum Leben erweckenden Tschai zu brauen, den wir dann mit einem unbeschreiblichen Hochgenuß schlürfen.

Auf einmal vermissen wir den Diener des Scheichs Abdul el As. Es beschleicht mich ein Mißtrauen. „Aha — hab' ich mir's doch beinahe gedacht — aber das fehlte gerade noch —", murmelte ich vor mich hin. Nach einigem Absuchen der Wüste sah ich ihn in ziemlicher Entfernung auf einer der höchsten Sanddünen stehen. Auch er spähte suchend umher. Hatten wir im gestrigen Sandsturm die Richtung verloren? Oder sucht er nach Komplizen? Ganz geheuer war es mir nicht. Aber nach einiger Zeit kommt er kopfschüttelnd und traurig zu uns zurück, weit und breit hat er keinen Anhaltspunkt gefunden, nach dem wir unsere Weiterfahrt einstellen könnten.

Indessen repariert der Chauffeur unentwegt an seiner Maschine. Fast scheint es, als habe sich der Motor gegen uns verschworen, aber endlich, nach ungezählten geduldigen Versuchen — es war inzwischen schon tüchtig warm geworden —, springt die Maschine an.

„Alhamdullillah!" rief freudig bewegt unser Wüstenfahrer aus, und mechanisch sprechen wir ihm die Worte nach. „Gott sei gedankt und gepriesen, daß er geholfen hat — Gott wird auch weiter helfen!"

Nochmals einen Tschai, dann fahren wir los in der vermutlichen, jedoch sehr ungewissen Richtung.

Es ist heute nicht so gut zu fahren wie gestern, denn in den vielen, gestern durch den Samum angewehten Sandhügeln bleibt das Auto oft stecken, so daß es ausgeschaufelt und teilweise sogar mit vereinten Kräften geschoben werden muß. So mögen wir uns eine Stunde bemüht haben, ohne eine größere Wegstrecke hinter uns bringen zu können, als vor uns, in nicht allzu großer Entfernung, in der flimmernden Luft eine üppige Oase mit Palmen und Wasser auftaucht. Aber was tut denn der Chauffeur? Er fährt ja eine ganz andere Richtung? — Sepp macht ihn

darauf aufmerksam; doch mit einem überlegenen Lächeln sagt er, daß dieses nur ein teuflisches Trugbild — eine Fata Morgana — sei, das Verirrte in die Hölle führen könnte.

Wieder eine so böse Sanddüne, und diesmal stecken wir verdammt tief im Sand. Weder vor- noch rückwärts will es mehr gehen. Während wir uns noch etwas ausruhen — die Hitze hatte uns schon ganz zermürbt — steigt unser famoser Wüstenführer wieder auf eine Sandhöhe und hält Ausschau. Gespannt folgen wir jeder seiner Bewegungen. Es vergehen fünf Minuten — zehn Minuten — er kommt nicht zurück. Hat er irgend etwas vor? Will er uns gar im Stich lassen? Ich schicke Ibrahim fort, daß er dem Kerl nachgehe, und nach ganz kurzer Zeit kommt dieser im Eiltempo zurückgerannt und berichtet ganz aufgeregt und geheimnisvoll: In weiter Ferne beobachte der andere etwa drei sich auf uns zu bewegende, schwache Punkte — wir möchten schnell den Wagen flott machen und uns vorsichtig bis zu ihm hinaufschleichen. Man wüßte noch nicht, ob es eine räuberische Bande sei oder aber Freunde eines Nachbarstammes von Scheich Abdul el As, vielleicht auch sogar Leute dessen Stammes. Mit vereinten Kräften haben wir das Auto bald wieder startbereit und befinden uns in wenigen Minuten neben dem spähenden Wüstensohn. Außer mir besitzt nur der Chauffeur eine Pistole, die allerdings schon ein recht altes Kaliber und schon mit Drähten und Schnüren geflickt ist.

Inzwischen haben wir festgestellt, daß die herannahenden Punkte Kamelreiter sind. Wir lassen sie nun näher kommen und können jetzt ganz genau sehen, wie sie in flottem Tempo, das Gewehr übergehängt, direkten Kurs auf uns halten. Es ist sehr günstig, daß wir sie von unserem guten Versteck aus genau beobachten können, ohne jedoch

selbst gesehen zu werden. Näher und näher rücken sie, den Schweif einer Staubwolke nach sich ziehend. Gespannt blicken wir alle auf denselben Punkt, denn unser Führer möchte feststellen, welchen Stammes die Leute sind, ob es sich um Freund oder Feind handelt.

Plötzlich nehmen die Reiter einen anderen Kurs. Entsetzt schauen wir uns an. Was soll das bedeuten? Atemlos kommt mein Freund Sepp angerannt — er hatte sich im Auto sein Fernglas geholt und drückt es dem verblüfft dreinschauenden Wüstendiener in die Hand. Mit Zuhilfenahme von Augen und Händen erklären wir ihm rasch, wie er es vor die Augen setzen und an der Scheibe drehend einstellen muß, daß es für seine Augen paßt. Sekundenlang sieht er uns verdutzt an, dann gibt er es Sepp mit einer Gebärde zurück, als sei es eine giftige Schlange. Er fürchtet sich davor. Nun aber kommt uns unser etwas fortgeschrittener Autolenker zu Hilfe, der es ihm nochmals in einem herrisch befehlenden Ton erklärt. Und endlich, endlich begreift er es, so daß er auch die Gestalten jetzt gut erkennen kann.

Sepp und ich zittern vor Aufregung, als die drei Reiter nacheinander hinter einem Sandberg verschwinden wollen, ohne uns gesehen zu haben. Aber im gleichen Augenblick läßt der Sohn der Wüste das Fernglas fallen, und ein Freudenschrei durchzittert die lautlose Stille der Wüste.

„Hada habibi!" (Das sind Freunde.)

Wieder läßt er einen schrillen Schrei los, und aus meiner Pistole krachen hintereinander ein halbes Dutzend Schüsse. Überrascht verschwinden zuerst die drei Reiter — scheinbar glauben jetzt sie an einen Überfall —, erscheinen aber nach einigen bangen Minuten wieder auf der Höhe hinter uns, erkennen uns als die Gesuchten und sind gleich bei uns.

Es war eine herzliche gegenseitige Freude, als wir uns

begrüßen. Wir sind gerettet, und sie dürfen nun für sich den Erfolg, uns gefunden zu haben, bei Scheich Abdul el As verbuchen. „Ihr hoher Herr", so erzählen sie, „habe uns schon gestern erwartet, aber dann sei der ungewöhnlich heftige Sandsturm hereingebrochen. Schon in der Nacht habe er viele Diener in allen Richtungen nach uns ausgesandt, die aber diesen Morgen ergebnislos zurückkehrten. Scheich Abdul el As aber sei sehr beunruhigt gewesen, denn er wußte, daß wir unser Versprechen halten würden — ein ‚Alemani' sage keine Unwahrheit! Er habe große Angst gehabt, daß wir uns im Sandsturm verirrten oder, daß uns sonst ein Unglück zugestoßen sei. Deshalb habe er gleich heute morgen 100 Reiter zu Kamel und zu Pferd ausgesandt, um alle in Frage kommenden Richtungen genau abzusuchen." Unsere Retter waren glücklich, daß gerade sie uns finden und mit uns bei ihrem hohen Herrn und Gebieter eintreffen durften.

Augenblicklich klettern wir wieder in unser Auto und fahren mit neuer Kraft und neuem Mut los. Einer der Kamelreiter wurde auf schnellstem Wege abgesandt, damit er Scheich Abdul el As unser gutes Befinden melde. Als Beweis dafür schrieben wir ihm einen Gruß und ein paar Zeilen des Dankes auf, die wir dem Boten mitgaben. Minuten später war der schnelle Reiter unseren Blicken entschwunden.

Jetzt begann ein originelles Wettrennen zwischen unserem Auto und den schnellfüßigen Kamelen. Das war ein ganz besonderer Spaß. Blieben wir wieder einmal in einer Sanddüne stecken, wurde schnell ein Kamel vorgespannt, und im Nu ging das Rennen weiter. So vergingen uns die drei Fahrstunden recht kurzweilig.

Endlich taucht in nicht allzu großer Entfernung eine kleine Oase auf, deren farbenfrohes Bild sich angenehm

aus dem eintönigen Gelb der Wüste abhebt. Dreißig schwarze Ziegenhaar-Zelte können wir zählen. Große Kamelherden grasen die spärliche Vegetation um das Lager ab.

Nach Wüstenbrauch lassen wir nun halten und schicken unseren Diener Ibrahim in das vor uns liegende Hauptlager Scheich Abdul el As, damit er unsere Ankunft melde. Inzwischen richten wir uns etwas her, ziehen die mitgebrachten guten Reservekleider an und waschen uns mit dem kostbaren Wasser.

Etwa eine halbe Stunde, nachdem wir unsere Boten abgesandt haben, wirbelt von dort her eine Staubwolke auf. Voraus, auf feurigem Araberhengst, umhüllt von einem fliegenden, weißen Burnus, ein Mann, hinterher ein halbes Dutzend Diener. Etwa fünfzig Schritte vor uns entfernt hält mit einem Ruck der ganze Reitertroß an, der Mann im weißen Burnus ist wie der Blitz aus dem Sattel und kommt jetzt ruhigen, gemessenen Schrittes auf uns zu. Es ist Scheich Abdul el As selbst, dem auch wir jetzt — alles wird ganz vorschriftsmäßig nach Wüstenbrauch ausgeführt — entgegengehen. Es läßt sich nicht vermeiden, daß er uns zuvorkommt und, sich verneigend, mit Stirn und Mund unsere Hände berührt. „Salam Aleikum, Essendis!“ (Friede sei mit euch, ihr Herren.)

Sofort erwidern wir den Handkuß mit einem „Aleikum Salam, Scheich!“ (Auch mit dir sei Friede, Scheich.)

Wir laden ihn ein, mit uns im Auto in sein Zeltlager zu fahren — natürlich nur er mit uns und dem Chauffeur. Ibrahim und der Wüstendiener schließen sich seinem Gefolge an.

Im Lager angekommen, werden wir vom Scheich feierlich in sein Besuchszelt geführt. Dort lassen wir uns auf den Boden nieder, der mit prächtigen, weichen, orientalischen Teppichen dick belegt ist. Es folgen lange, kein Ende nehmen wollende Begrüßungsformalitäten — ach,

und was man sich da für eine Menge Liebkosungen gegenseitig sagt, das ist unglaublich. Nebenbei rauchen wir viel, trinken Tschai und Mokka. Das mit dem Scheich gemeinsam eingenommene Essen schmeckt vorzüglich. Der Hunger bei uns ist groß, und nach den vorangegangenen Strapazen und ausgestandenen Ängsten fühlen wir uns bei ihm so richtig sicher und geborgen.

Während wir noch vor wenigen Tagen im „Tigris-Palace" in Bagdad heimlich über den Scheich lachen mußten, weil er mit den komplizierten Eßwerkzeugen, Messer und Gabel, nicht so richtig umzugehen wußte, waren wir diesmal im Hintertreffen, denn ein Diener stellte eine niedere, große Schüssel vor uns hin, jedoch ohne Bestecke. Wahrscheinlich war nun er der heimliche Lacher. Vor dem Essen wird — die Religion des Islam schreibt dieses vor — Wasser zum Händewaschen gereicht, dann gibt der Scheich den Wink zum Beginn. „Tsafal!" (Bitte, greift zu!) sagt er. Um uns diese Schwierigkeit scheinbar erleichtern zu wollen, fängt er zuerst an. Wir erfassen diese für uns bisher ganz ungewohnte Eßweise rasch und machen es ihm nach. Dabei beobachten wir ständig heimlich, was er tut und tun das gleiche. Zuerst gibt es eine Art Buttermilch, die man aus einem großen, holzgeschnitzten Löffel schlürfen kann. Dann hilft alles nichts — frisch, fromm, fröhlich, frei greift man mit der rechten Hand in die große Reisschüssel, formt sich diese Speise zu kleinen Kugeln und schiebt sie geschickt in den Mund. Dazwischen findet man auch irgendwelches Geflügelfleisch, das ebenfalls mit den Händen von den Knochen getrennt wird. Unser Appetit ist ungeheuer, und so sprechen wir dem delikaten Mahl auch gehörig zu. Die als Beilage gereichten Salate sind ebenfalls vorzüglich. Wir machen dem freundlichen Gastgeber viele Komplimente, denn ehrlich

gesagt, dieses haben wir weit draußen in der Wüste nicht erwartet. Hiernach erscheint eine Schüssel mit „Lemmen", etwas ähnliches wie Yoghurt. Um diese Speise verzehren zu können, muß man sich ein Stück „Chobbes", Brotfladen, mit denen die Schüssel ausgelegt ist, abbrechen und es wie einen Löffel benützen. Auch diese schwierige Methode meistern wir bald. Als Nachtisch erscheint sodann eine ganz fabelhafte Süßspeise — Datteln mit geschlagenen Eiern gebacken. Diese Speise könnte sich in jedem feinen Hotel sehen lassen.

So recht rund herum satt, strecken wir uns nun behaglich auf den prächtigen, weichen Teppichen aus, um den in blinkenden Teemaschinen bereiteten Tschai zu schlürfen.

Bis spät in die Nacht hinein saßen wir mit Scheich Abdul el As beisammen in seinem zwar einfach ausgestatteten, aber urgemütlichen Zelt. Viele interessante Jagd- und andere Wüstenabenteuer erzählte er uns, und diese ließen uns die Einsamkeit des Sandes, die uns zunächst öde und trostlos erschien, allmählich lieb und lieber werden, konnten wir doch schon an diesem Abend einen tiefen Blick in das sonst verschlossene Herz dieser Einöde und seiner Bewohner tun.

Die Sonne steht schon ziemlich hoch, als ich am andern Morgen erwache. Ich muß mich erst besinnen, wo ich mich eigentlich befinde — es ist mir alles fremd und sonderbar und fast aus dem Gedächtnis geschwunden nach dem tiefen, festen Schlaf. Dann erkenne ich das besonders prächtig für uns errichtete Gastzelt, in das uns der Scheich geführt hatte, vor dessen Eingang zwei Beduinen zu unserem Schutze Posten standen. Kaum hatten jene gehört, daß wir erwacht sind, brachten sie auch schon Wasser zum Waschen, und kurz darauf erschien der Scheich selbst, dem wir von einer überaus gut geruhten Nacht berichten kön-

nen, was ihm eine besonders große Freude war. Neugestärkt nach all den Strapazen labten wir uns nun an einem kräftigen Frühstück, bestehend aus „Chobbes", Butter, Eiern und „Lemmen" — nicht zu vergessen den vom orientalischen Leben nicht wegzudenkenden Tschai.

Als wir das Frühstück beendet hatten, führten Diener drei weiße Kamele vor das Zelt — was diese Ehre und Auszeichnung bedeutet, erfuhren wir erst viel später, denn die sehr selten gewordenen schneeweißen Kamele werden nur von den höchsten Häuptlingen als Zeichen ihrer Würde geritten. Würdevoll, wie es sich gehört, besteigen wir nun diese riesigen Tiere, deren Gang uns zuerst ganz komisch vorkommt, an den wir uns aber sehr rasch gewöhnen. Dieses wiegende Schaukeln hat etwas sehr Angenehmes an sich. Man fühlt sich ganz sicher und geborgen auf dem Wüstenschiff.

Nun ging es hinaus in die weite Wüste, um einen Teil des unermeßlichen Reiches von Scheich Abdul el As kennen zu lernen. Zuerst treffen wir auf mehrere Herden von Kamelen, deren jede etwa hundert Tiere zählte. Bei jeder befindet sich eine Art Kinderstube, in der ganz entzückende junge Kamelchen herumtollten. Die Hüter, die den Herden zum Schutz beigegeben sind, verneigen sich jedesmal tief und ehrfurchtsvoll vor ihrem hohen Herrn und uns.

So waren wir bereits über drei Stunden unterwegs, als der uns voranreitende Scheich auf einer Anhöhe anhielt und mit der Hand in ein Tal deutete. Überrascht schauen wir hin und lassen minutenlang den Anblick auf uns einwirken, der jedes echte Reiterherz unbedingt begeistern muß. Auf einem grünschillernden Fleck weidete eine große Herde edelster Araberpferde. Hei!, das war wirklich herrlich. Am liebsten hätten wir uns gleich einige der prächtigen Tiere ausgesucht, um sie mit nach

Deutschland zu nehmen. Leider mußten wir uns mit dem Anblick dieses Reichtums begnügen.

Und dennoch bot uns der Scheich am Abend einen Genuß ganz besonderer Art. Als der Himmel seine Millionen funkelnder Sterne entzündete und die Vollmondscheibe golden über uns schwebte, gab uns unser Gastgeber einen Wink, ihm zu folgen.

Vor dem Zelt standen wieder Diener, die drei wundervolle Araberhengste am Zaum hielten — einen Rappen, den Scheich Abdul el As selbst bestieg, einen Braunen für Sepp und einen Schimmel für mich. Voller Begeisterung klopfte ich meinem prachtvollen Hengst, der nervös die Kandare kaute, den Hals. Der Scheich sagte, daß er nun, da wir die Wüste am Tage kennen gelernt haben, sie uns einmal bei Vollmond zeigen wolle.

Stumm reiten wir in die Unendlichkeit des Sandozeans hinein. Neben mir schäumt der Rappe des Scheiches und läßt dicken Schaum vom Gebiß flocken. Mein Silberhengst tänzelt über die Wogen, als zögen wir hinaus zu einer mystischen Feier. Über die gelben, braunen und roten Wellen trägt er mich, läßt mich in Abgründe blicken und bleibt hoch oben auf einem Wogenkamm stehen. Ich befinde mich wie in einem Traum, denn nur im Traum kann der Mensch solche glanzvollen Visionen haben, wie ich sie schaute. Es war eine Offenbarung des Allmächtigen.

Wie lange der Wüstenritt im Vollmond gedauert hatte, war mir nicht zum Bewußtsein gekommen. Im Osten fing es schon an hell zu werden. Nebel, hauchzart, unter einem rosafarbenen Himmel, umschleierte Nähe und Ferne. Blasser wurde die Lichterflut am Firmament, und immer mehr dieser Himmelslichter erloschen vor dem kommenden Tagesgestirn. Fern am Horizont tauchten Kamele auf. Sie trugen auf ihren geduldigen Rücken die Gestalten der Araber und ho-

ben sich als eine Reihe schwarzer Schattenbilder vom leuchtenden Hintergrund des Äthers ab. Die Wüste erwachte aus ihrem Zauberschlaf. Wer die Wüste nicht kennt, stellt sie sich als etwas Schreckliches, Trostloses, Schauerliches vor. Das ist sie auch. Aber sie ist auch von einer Herrlichkeit, die erschauern macht. Sie ist von einer einzigartigen Schönheit. Und eine Vollmondnacht ist die Schönheitsfeier der Wüste. Kein Laut stört diese feierliche Stille, das Schweigen und die Einsamkeit der Wüste hielten uns umfangen. Es gibt auf Erden keine so stumme Stille, keine so einsame Einsamkeit. Man könnte von der Totenstille und der Grabeseinsamkeit der Wüste sprechen. Sand — nichts als Sand — ewiger Sand.

Stumm, wie wir in die Wüste hinausgeritten waren, kehrten wir auch wieder zum Zeltlager des Scheich zurück. Schweigend ritt er zwischen mir und Sepp — keiner störte die Gedanken des anderen. Aber in den Augen des Scheich leuchtete es auf, wenn er dann und wann zu uns herüberblickte. Er begriff mich — er wußte, was in mir vorging und war stolz darauf, daß auch ich heute die Wüste liebte.

Trotz der sehr vorgeschrittenen Morgenstunde waren wir beide in einer so berauschten Stimmung von all dem Schönen und Herrlichen, das wir schauen durften, daß wir kaum mehr Schlaf finden konnten.

Am gleichen Tag standen uns schon wieder Erlebnisse bevor, die uns jede Müdigkeit vergessen ließen.

Nach dem guten Mittagessen legten wir uns ob der großen Hitze noch etwas schlafen und wurden um drei Uhr von einem Beduinendiener geweckt. Vor unserem Zelt warteten bereits wieder die herrlichen Araberhengste, die uns in den Vollmondzauber hinausgetragen hatten. Als wir uns in den Sattel schwangen, kam auch schon unser uns lieb gewordener Freund, Scheich Abdul el As, auf seinem

kohlschwarzen „Omar" und holte uns ab. Dann ging es in gestrecktem Galopp hinaus aus der Zeltstadt und hinein in die Wüste. Hinter uns her etwa dreißig bewaffnete Diener zu Pferde, die in einer dichten Staubwolke fast verschwanden.

Schon nach einer halben Stunde scharfen Rittes trafen wir auf einige uns erwartende Diener zu Pferde, die von ihrem Herrn, Scheich Hadschi Ali Mohammed, hierher gesandt worden waren, um seinen besten Freund, Scheich Abdul el As, mit seinen „weißen Gästen" abzuholen und zu ihm zu führen. Es ist Beduinensitte, daß, wenn in dem unermeßlichen Wüstenreich sich zwei reiche, befreundete Stammesfürsten besuchen, ein großes Fest veranstaltet wird. Während sonst die Wüstenbewohner ganz bescheiden leben, kennen sie bei einem solchen Anlaß keine Grenzen, und das Fest gipfelt eigentlich nur in einer ungeheuren Schmauserei mit Trinkgelage. Wehe jedoch, wenn sich zwei feindselige Stämme ins Gehege kommen ... Doch, wie gesagt, Scheich Hadschi Ali Mohammed ist unseres Gastgebers bester Freund, und so hatten wir heute das seltene Glück, einer derartigen Zusammenkunft beiwohnen zu dürfen.

Nachdem wir noch etwa eine halbe Stunde in gemessenem Tempo geritten waren, wurde das Lager des Scheich Ali Mohammed sichtbar — den Titel Hadschi führte dieser Scheich dafür, daß er bereits als Pilger nach Mekka gekommen war. — Zwei Steinwurf entfernt stiegen wir aus den Sätteln und entsandten der Form entsprechend einen Diener, uns anzumelden. Minuten darauf kam uns eine hünenhafte Gestalt entgegen, ebenfalls in einen weißen Burnus gehüllt. Wir waren übrigens als Gäste des Wüstenfürsten Scheich Abdul el As ebenfalls in Beduinentracht angezogen, was als eine besondere Freundschafts-

bezeugung zu gelten hatte. Wenige Augenblicke danach stehen sich die beiden Freunde gegenüber, umarmen und küssen sich. Dann kam die Reihe an uns, und nun umarmen wir im unbegrenzten Wüstenreich einen mohammedanischen Scheich, der uns ebenfalls umarmt und küßt.

Nachdem wir einige Stunden in dem Gastzelt saßen und an den Freundschaftszeremonien teilnahmen, ersuhren wir, daß Scheich Hadschi Ali Mohammed sich gestern eine neue Frau für zehn Kamele, zehn Schafe und ebensoviele Ziegen gekauft habe und die Hochzeitsfeierlichkeiten diesen Abend noch beginnen sollten. Sepp und ich waren über diese Aussicht sehr erfreut, hatten wir doch noch nie etwas Derartiges mitgemacht.

Während wir noch über dies und das plauderten, hörten wir draußen schon geschäftiges Treiben und freudig erregte Stimmen. Die Erklärung hierfür fanden wir, als man uns aufforderte, mit in ein anderes Zelt zu kommen, um das Abendbrot einzunehmen. Kaum waren wir aus dem Zelt getreten, als ich an die hundert Beduinen sah, die in Gruppen beieinander standen und hockten und sich bei unserem Anblick eiligst erhoben. Gleichzeitig bemerkte ich eine große Anzahl riesiger, übervoller Reisschüsseln, aus denen mächtige Stücke am Spieß gebratenen, saftigen Hammelfleisches hervorschauten. Aha, das ist der Hochzeitsschmaus, dachte ich mir. Eine geradezu unmögliche Ration des Schmauses sollten wir sodann in dem festlich ausgeschmückten Zelt verzehren; wir taten auch, was wir konnten, und hörten erst auf zu essen, als es wirklich mit dem besten Willen nicht mehr ging. Draußen setzte nun auch die Musik ein — zuerst recht eintönig, bald aber wurde sie von Gesang begleitet, und es steigerte sich dieser große Chor immer mehr und mehr. Nun traten wir aus dem Zelt heraus und mußten eine ungeheure Menge starken,

nervenaufpeitschenden Mokka zu uns nehmen. Hierzu setzten wir uns mitten zwischen die singenden, musizierenden und freudig im Tanze hüpfeuden Männer. Es wurde dann noch ein Getränk gereicht, das nur bei ganz festlichen Anlässen aufgetragen wird und mir während meines langen Aufenthalts im Orient direkt lieb geworden war — Dattel-Arrak. Die Wirkung dieses Schnapses war aber schon nach kurzer Zeit bei den feiernden Beduinen nicht mehr zu verkennen. Sie tanzten in ihrer Ekstase einen der groteskesten Tänze in einem ganz eigenartigen Rhythmus. Was mich als Europäer natürlich komisch anmutete war, daß bei dieser Hochzeitsfeier in der ganzen Runde nicht eine einzige Frau zu sehen war. Eine Zeitlang beobachteten wir die Tänze, als plötzlich eine Totenstille und gleich darauf ein Höllenlärm einsetzte. Zwischen dem fürchterlichen Geschrei holte die Musik aus ihren Instrumenten heraus, was nur möglich war. Wir hatten gar nicht bemerkt, daß sich der Scheich Ali Mohammed von uns entfernt hatte. Jetzt schritt er, anscheinend aus seinem Haremszelt kommend, daher; einen Schritt seitlich hinter ihm folgte eine kleine, schwarzverschleierte Frau. Diese Szene wurde durch viele kleine, im Kreise aufgestellte Holzkohlenfeuer magisch beleuchtet. — Das also war die neue Frau des Scheich Hadschi Ali Mohammed. — In der Hand trug sie ein langes, dünnes Schwert. Und nun stellte sich eine Gruppe Männer zu dem Hochzeitsschwertertanz auf. Zuerst beginnt die Frau zu tanzen und schwingt in gefährlicher Weise das Schwert in der Luft herum. Die übrigen Männer haben einen großen Kreis um sie gebildet, stampfen mit den Füßen und klatschen den Takt mit den Händen. Wir verbrachten noch einige Stunden beim Tanz der Beduinen, der sich zunehmend in eine wilde Ekstase steigerte. Das zeremonielle Hochzeitsfest war vorüber, und

wir konnten nun tun und lassen was wir wollten. Es übermannte uns bald der Schlaf, und so zogen wir uns in unser Zelt zurück.

Am nächsten Morgen wurden wir schon früh geweckt, denn an diesem letzten Tage unseres Wüstenaufenthaltes wollten wir nochmals mit den beiden Scheichs hinausreiten in die Wüste. Es sollte uns von unserem guten Freund, Abdul el As, noch etwas Besonderes und für uns Neues geboten werden — eine Gazellenjagd. In unsere Beduinenkleider gehüllt, bestiegen wir wieder unsere schnellen, edlen Hengste, das Gewehr übergehängt und die Pistole umgeschnallt. Die Nacht war ziemlich kalt gewesen, und noch stand die Sonne nicht hoch, so daß es noch angenehm kühl war. Uns aber wurde es bald warm, denn wir stürmten in fliegendem Galopp über die weite Sandfläche dahin, die nur von spärlichem Gras bewachsen war. Rechts und links von uns vier Jäger, nach vorwärts gestaffelt etwa zwanzig Reiter. Ich konnte mir zunächst nicht vorstellen, daß in dieser Einöde jagdbares Wild aufzutreiben sei, höre aber auf einmal lautes Geschrei und siehe, vor uns flüchten drei Gazellen. In mir schießt die Jagdlust hoch, und ich treibe meinen Hengst an, um näher an das fliehende Wild zu kommen — da kracht bereits eine Schrotladung aus der Büchse Scheich Abdul el As. Das Tier fällt, und weiter geht die Jagd hinter den beiden anderen Gazellen. Irgendein Diener hinter uns wirft das erledigte Tier vorn über den Sattel. Dann schießt Scheich Hadschi Ali Mohammed mit tödlicher Sicherheit. Ich vergesse nun ganz auf mein Pferd zu achten, so hat mich der Jagdeifer erfaßt, lasse ihm die Zügel über den Hals fallen und schwinge mit der Rechten das Gewehr in der Luft. Die dritte gesichtete Gazelle, auf die ich es abgesehen hatte, entkam uns leider. Aber schon wurde eine andere gemeldet.

Nun klopfte ich meinem Silberhengst mit der Linken den Hals, schnalzte einigemale mit der Zunge, da fiel er aber auch schon in ein geradezu unbeschreibliches Tempo. Ich überholte die anderen Reiter, die mich lachend gewähren ließen. Näher und näher rückte ich dem gehetzten Wild auf den Pelz. Aber mit einem Fehlschuß durfte ich mich nicht blamieren. Nun war ich trotz angemessener Entfernung meiner Sache ganz sicher, legte das Gewehr an, und der Schuß krachte. Laut und freudig umjubelten mich Jäger und Treiber, die Scheichs machten mir Komplimente und ich hatte eine unaussprechliche Freude über mein ersehntes Jägerglück. Kurz darauf wurde auch Sepp der glückliche Schuß zuteil, und wir konnten befriedigt mit unseren in Schweiß triefenden Pferden ins Lager zurückkehren.

Das war der schöne Ausklang unserer Wüstenerlebnisse, die uns in unvergeßlicher Erinnerung bleiben werden.

Nachdem wir wieder ins Lager unseres Freundes zurückgekehrt waren, brachen wir am nächsten Tage auf, um nach Bagdad zurückzukehren. Auf dieser Fahrt hatten wir keine Panne und sprachen über nichts anderes als das „Paradies der Wüste". An das Fegefeuer dachten wir schon nicht mehr.

Entführt — vergiftet — und doch gerettet.

Wieder saßen Sepp und ich auf der luftigen Terrasse des Kaffeehauses „Rafidan“ in Bagdad, unserem sicheren Hafen und Ausgangspunkt zu weiteren Erlebnissen.

Glutrot rollte das Sonnenrad in ein Meer von Gold, der Himmel opalisierte in tausend Farben und verzauberte die Kuppeln der uns lieb gewordenen Märchenstadt.

Nachdem wir Bagdad bereits kreuz und quer durchstreift hatten und uns eigentlich nichts Besonderes mehr geboten werden konnte, erfaßte uns die Lust nach neuen Abenteuern. Das moderne Stadtgetriebe und der tote Klang der Maschinen widerten uns an. Uns lockte die wilde, ungebändigte Natur, denn wir waren ausgezogen, um die Natur zu finden, die reinste, unverfälschte Natur, die von moderner Zivilisation noch nicht befleckt ist und doch so unendlich viel Kultur besitzt. In der Wüste hatte sie uns ein ganz ungeschminktes Antlitz gezeigt. Und es war schön gewesen.

Als wir heute wieder über alle romantischen Erlebnisse gesprochen hatten, reifte in mir ein neuer Plan, ein Plan, den sich allerdings schon mancher Weltenbummler ausgedacht hatte, der aber, wenn er zur Ausführung kam, gar häufig mit dem Leben bezahlt werden mußte.

Kurdistan!

Wer kennt nicht dieses wilde Land aus seiner Jugendzeit? Lasen wir nicht alle voller Begeisterung in Karl Mays Werken von seinen Erlebnissen im wilden Kurdistan? Noch heute überläuft mich eine Gänsehaut, wenn ich an diese gruseligen Geschichten zurückdenke.

Und gerade deshalb sollte unser neues Unternehmen dorthin gehen. Konnte es für uns einen größeren Reiz geben, als gerade das auszuführen, was bisher noch keinem Menschen so restlos gelungen war, nämlich in die tiefe Bergwildnis Kurdistans vorzudringen, wohin noch nicht der leiseste Hauch der Technik Einlaß fand und wohl auch noch lange nicht finden wird, wenigstens nicht, solange dieses Land Eigentum der Kurden bleibt und lüsterne Eroberer nicht mit Gewalt und Gasbomben ihren Imperialismus hintragen?

Schnell, wie der Plan in uns reifte, sollte er aber auch ausgeführt werden. „Nichts auf die lange Bank schieben“, hieß meine Devise. Und schon am nächsten Abend, als sich die Sonne wieder in ein Farbengewirr von Rot und Gold tauchte, waren wir abmarschbereit. An Gepäck führten wir nur das Notwendigste mit, was später unser Glück bedeuten sollte — eine Kamera, eine Ziehharmonika und die „kleine Apotheke“, ohne die man keine Reisen in unbekannte Gegenden des Orients machen darf.

Ein diamantbesäter Himmel wölbte sich über uns, als wir in der Eisenbahn saßen, die uns gen Norden nach Kerkuk bringen sollte. Noch einmal blitzten die zahlreichen Kuppeln Bagdads golden auf und winkten uns einen Abschiedsgruß zu.

Unsere Reisegefährten in der dritten Klasse bestanden aus einem Gemisch von finster unter den dunkeln Turbans hervorschauenden Kurden und Arabern, die uns mit ihren kalten, wenig vertrauenerweckenden Blicken durchbohrend musterten. Uns mußte das kalt lassen, denn das Wichtigste, wenn auch Schwierigste, war und blieb für uns, in irgendeiner Weise mit den Kurden in nähere Fühlung zu treten, sollte unser Plan nicht schon von vornherein zum Scheitern verurteilt sein. Die arabische Sprache beherrschten wir wohl

schon ganz gut, aber zwischen den Arabern und Kurden besteht nicht nur ein gewaltiger Rassenunterschied, auch die arabische Sprache ist den Kurden völlig volksfremd. Wir müssen nun also kurdisch lernen.

Uns gegenüber saß ein besonders finster dreinblickender Geselle. Er hatte seine Hose ausgezogen, sie auf der Bank ausgebreitet und verrichtete hierauf sein Abendgebet, das Gesicht gen Mekka gekehrt. Aus der Ferne hörten wir noch den Muezzin sein „La illallah, illallah Muhmed-din resullillah“ rufen. Lange betete er, denn er war ein Hadschi (Mekkapilger), der sein Gebet viel länger auszudehnen hat als ein gewöhnlicher Muselmann.

Erfrischend wehte uns ein kühles Abendlüftchen ins Gesicht. Dann verschwand langsam die Märchenstadt am Horizont.

Als der fromme Mann sein Abendgebet beendet hatte, lachten wir ihn einmal so recht herzlich an und reichten ihm eine Zigarette. Schweigend, ohne eine Miene zu verziehen, nahm er sie an und setzte sie in Brand. Unser Angebot hatte ihn nicht freundlicher gestimmt, denn ein eiskalter Blick traf uns aus seinen blitzenden Augen. Wir übersahen es, denn wir wollten weiterkommen und zwangen ihn in ein Gespräch mit uns. Ich deutete auf den aus seinem breiten Lendengurt hervorschauenden Dolchgriff. Unser freundliches Gegenüber fletschte seine schneeweißen Zähne und brachte höhnisch lächelnd ein buchstäblich ellenlanges Trumm von Messer in schöngeschwungener Form zum Vorschein. Sepp und ich erbleichten vor Schreck, als er es zum Spaß gegen uns aufzog. Es überlief uns ein unheimliches Gruseln, als wir von dem haarscharfen Messer in die kalten Augen des Mannes blickten.

Wir waren geschlagen. Der erste Mißerfolg eines Annäherungsversuches.

Eine peinigende Unruhe packte uns bei dem Gedanken, daß wir zu diesen Leuten, die, wie man sagt, nur aus Räubern und Mördern bestehen sollen, reisen wollten. Sollten wir es wirklich wagen und uns diesen Mordgesellen ganz und gar anvertrauen? Wir müssen!

Nach einer bitterkalten, sternklaren Nacht, die wir nur wenig schlafend im Gepäcknetz verbrachten, langten wir gegen Morgen mit steifen Gliedern in Kerkuk, der Stadt der riesigen Petroleumlager, an, die bereits ein Vorposten Kurdistans ist. Wir aber wollten zunächst nach Suleimanie, der kurdischen Hauptstadt, weiterfahren, um von dort aus in die Bergwildnis vorzudringen. In Suleimanie selbst liegt noch ein ziemlich starkes Polizei- und Militäraufgebot des Staates Irak, so daß wir uns dort zunächst einmal sicher fühlen konnten. Wir mußten dann selbst sehen, wie wir weiterkommen.

Ein Mietauto für die etwa 200 Kilometer lange Fahrt nach der kurdischen Hauptstadt war schnell gefunden. Als wir gerade Platz nehmen wollten — uns stockte schier der Atem — kam, wie der Leibhaftige in Menschengestalt, unser grimmiges Gegenüber aus der Eisenbahn auf uns zu, und, ehe wir uns versahen, saß der Kerl schon zwischen uns im Auto. Uns überlief wieder das kalte Grausen bei seinem Anblick, und dann kochte es in uns vor Wut ob der unverschämten Dreistigkeit des unheimlichen Menschen. — Aber was konnten wir machen? — Nur gute Miene zum bösen Spiel.

Zum zweitenmal versuchten wir mit ihm in ein Gespräch zu kommen. Aber auch diesmal wieder ohne jeglichen Erfolg. Die einzige Antwort, die wir von ihm erhielten, war ein zynischer Blick aus seinen rohen, grauenvollen Augen.

Nachdem wir die dreistündige, tolle Fahrt schweigend zurückgelegt hatten, tauchte plötzlich vor unseren Blicken ein



großes Dorf mit primitiven Lehmhütten auf, hinter dem sich die mächtige, schneebedeckte Gebirgskette des Persischen Hochlandes erhob.

Wir waren in Suleimanie, der Hauptstadt Kurdistans.

Stumm und plötzlich, wie unser furchterregender Reisegefährte bei uns erschienen war, verließ er uns nun.

„Unheimliche Gesellen, diese Kurden", sagte Sepp verwundert.

Aber das Wundern sollte uns in diesem Wunderlande noch in ganz anderen Ausmaßen beigebracht werden.

Bald hatten wir uns in einem „Hotel" eingerichtet, mußten aber mit einem Perser zusammen in einem Zimmer schlafen. Wes Geistes Kind dieser Perser war, konnten wir nicht feststellen. Es war auch gleichgültig, da wir doch nicht mit ihm reden konnten. Trotzdem wir in dem feinsten Hotel Suleimanies abgestiegen waren, wimmelte es im Zimmer von allerhand scheußlichem Ungeziefer, was uns ein ganz klein wenig an die schönen komfortablen Behausungen Bagdads denken ließ. Aber wir waren ja vor der Zivilisation geflohen und suchten die urwüchsige Natur. Und zu dieser gehört eben auch das Ungeziefer.

Es war kalt in unserem Hotelzimmer. Draußen fegte ein eiskalter Wind über das Land — der Raschaba (schwarzer Wind) —, der sich vom Persischen Hochgebirge herunterstürzte. Es war gar nicht daran zu denken, daß man hätte ins Freie gehen können, da ein Vorwärtskommen fast unmöglich war und der feine Staub und Sand, den er in dichten Wolken mit sich führte, sich in Augen, Nase, Mund und Ohren setzte, gerade wie der Samum in der Wüste. Unser sehr unsauberer Gastwirt versuchte uns guten Mut zu machen und vertröstete uns damit, daß der Raschaba nun nur noch drei, fünf oder sieben Tage anhalten werde. Das

war fürwahr eine nette Aussicht, die uns dieser schwarze, wilde Geselle bereitete. Es blieb uns nichts anderes übrig, als den ganzen Tag im kahlen, kalten Hotelzimmer zu sitzen, noch dazu in Gesellschaft eines Persers, mit dem wir kein Wort reden konnten und der auf uns einen stumpfsinnigen, verblödeten Eindruck machte. Dabei froren wir jämmerlich.

So hatten wir bereits zwei langsam dahinschleichende Tage gewartet, aber der Raschaba ließ nicht nach und blies uns eine wilde Melodie vor. Wir waren daher noch keinen Schritt weiter gekommen in unserer Absicht, das Innere des wilden Kurdistan zu erforschen. Dort einzudringen ist schon deshalb sehr schwierig, weil die Regierung es wegen der stets drohenden Lebensgefahr strengstens verbietet. Es zieht sich ein breiter Gürtel von Polizeitruppen um die ganzen kurdischen Gebirgszugänge, durch die hindurchzukommen nicht einfach ist. Das jedoch sollte für uns kein Hinderungsgrund sein — hinein müssen wir!

Während wir uns in der eiskalten Hotelbude noch die abenteuerlichsten Pläne und Wege ausdachten, die uns zum Ziel führen könnten, nahte plötzlich eine geradezu überraschende Hilfe.

Es war gegen Abend, als uns der Wirt einen Mann in Kurdenkleidung zuführte, der uns zu sprechen wünschte. Mühsam machte er sich in arabischer Sprache verständlich und erzählte uns, daß er soeben aus dem Innern Kurdistans komme und ganz zufällig von unserer Anwesenheit gehört habe. Er und sein ganzes Dorf würden sich hochgeehrt fühlen, wenn sie zwei „Weiße“ in ihren Mauern beherbergen dürften.

Erstaunt wechselte ich einen Blick mit Sepp. Das kam uns denn doch zu rasch. Auf so etwas waren wir nicht vorbereitet gewesen. Was konnten wir uns noch wünschen? Würde sich je wieder eine solche Gelegenheit bieten? Niemals!

Sogleich bestellten wir für den kurdischen Gast und uns Tschai, nötigten ihn Platz zu nehmen und boten ihm zu rauchen an. Auf welche Weise mochte der Fremdling wohl von unserem Plan erfahren haben? War das Zufall? Wir hatten doch noch keinem Menschen etwas davon erzählt? Es berührte mich mehr als sonderbar. Aber komme es wie es wolle — wir müssen diesen Schritt wagen und die uns gebotene Hand ergreifen. In höflichster Form sagten wir ihm zu und betonten, daß es auch uns eine Ehre sein werde, als Gast in seinem Dorfe zu weilen.

Nachdem wir noch die üblichen Phrasen der orientalischen Gastlichkeit ausgetauscht hatten, verabredeten wir mit ihm einen Treffpunkt außerhalb der Stadt. Frühmorgens, im Schutz der Dämmerung, wollten wir uns mit ihm in einer kleinen Höhle treffen, wohin er uns Pferde und kurdische Kleidung zu bringen versprach. Kurz verabschiedeten wir uns von dem Mann, der uns einen vertrauenswürdigen Eindruck gemacht hatte, dann war er im Dunkel der Nacht verschwunden.

Sepp und ich schauten uns verblüfft an. Das, auf was wir so lange warteten und was uns fast unausführbar erschienen war, sollte nun so schnell Wirklichkeit werden. Wir zersprangen fast vor Freude.

„Mensch", stammelte ich, „Sepp — ist das eine Falle? — „Wenn auch — wir wagen es!"

Nachdem wir in einer schlaflosen Nacht nochmals das so merkwürdige Ereignis flüsternd besprochen hatten, zogen wir uns an, bezahlten im Hotel die Rechnung und schlängelten uns durch die vielen Gassen und Wege, an winzigen Steinhütten vorbei, aus der Stadt hinaus. Der Raschaba hatte sich etwas beruhigt, obwohl er uns noch eiskalt um die Glieder fuhr. Wir froren.

Hinter den Bergen schimmerte das aufsteigende Tages-

gestirn. Nachdem wir etwa fünf Minuten in der Dämmerung vorwärts gestolpert waren, tauchte plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, dicht neben uns die sehnige Gestalt unseres Gastes von gestern auf. Sichtlich erfreut begrüßte er uns sehr herzlich und führte uns weiter in eine Richtung, aus der wir das Wiehern von Pferden vernahmen. So ganz geheuer war uns aber doch nicht, obwohl wir uns vor Freude kaum halten konnten.

Vor der kleinen Höhle warteten zwei Diener mit fünf Pferden.

Während wir schnell die kurdischen Kleider über unsere Anzüge streiften, spähte der Führer — Ahmed Effendi — nach allen Seiten aus, ob wir auch ganz unbeobachtet waren. Nun noch schnell den Turban auf den Kopf, die breite Binde um den Leib und das Gewehr übergehängt, zu dem wir aber keine Munition bekamen. Da wir uns schon seit Tagen nicht mehr rasiert hatten, sahen wir in unseren Stoppelbärten nicht anders aus als waschechte Kurden.

Die Sonne stieg nun langsam über die Berge, es wurde heller um uns. Deshalb drängte Ahmed Effendi zur Eile. Wir schwangen uns in die Sättel der kleinen wendigen Pferde. Zuerst ritten wir Schritt und suchten bei jeder Gelegenheit Deckungen in der öden Landschaft, aber schon nach einigen Minuten waren wir hinter einem kleinen Hügel untergetaucht und außer Sichtweite. Hier stießen noch mehrere berittene Diener zu uns. Sie waren von Ahmed Effendi vorausgeschickt worden, um den Weg vor der Polizei zu sichern.

Der Weg, der sich hinauf in die Berge zog, war steinig und voller Geröll — für ein an deutsche Verhältnisse gewöhntes Pferd unpassierbar. Als wir nun auch außer Hörweite waren, wurde ein wilder Galopp angeschlagen. Über diesen furchtbaren Weg rasten die kleinen Kurdenpferde,

als galoppierten sie auf einer gepflegten Rennbahn. Obwohl ich nicht gerade ein schlechter Reiter bin, so war ich doch auf dieses Tempo nicht gefaßt, und mehr als einmal geriet ich in Gefahr, einen Gleitflug vom Rücken meines Kurdenhengstes zu machen. Kaum, daß die Tiere sich einmal verschnaufen durften, so raste die wilde Jagd dahin. Die Pferde waren schaumbedeckt. Dicht vor mir ritt Sepp auf einem kleinen Schimmel. Ich rief ihn mehrmals an, aber er hörte mich vor dem Getöse der rasenden Tiere nicht. Schließlich gelang es mir doch, seine Aufmerksamkeit durch geradezu donnerndes Brüllen zu erwecken. Ich ließ dabei dem Hengst die Zügel über den Hals fallen und rief mit vorgehaltenen Händen: „Weg merken!"

Bergauf, bergab ging es in wilder Flucht. Die Strecke kam uns endlos vor. Hatten wir glücklich einen Paß erreicht, so lag schon wieder der nächste vor uns. Zwei Stunden waren wir in diesem Höllentempo schon gerast und fühlten uns durch die gänzlich ungewohnte Anstrengung etwas schwach. Anmerken aber ließen wir uns nichts. Als wir wieder auf einer Paßhöhe ankamen, entfuhr mir ein Freudenschrei. Wie ein riesengroßer Smaragd lag vor uns ein breites, saftgrünes Tal, durchzogen von einem schillernden Schneewasserbach. Im Hintergrund des lockenden Tales türmte sich die vereiste, blinkende Kette des Persischen Hochgebirges auf. Es war ein prachtvolles Bild üppigsten Glanzes in der Steinwüste des bis jetzt geschauten Kurdistan. Ich hatte meinen Hengst zum Stehen gebracht, um dieses schöne Landschaftsbild in mich aufzunehmen. Jedoch der kurdische Diener, welcher hinter mir ritt, gab dem Tier einen Schlag mit der Gerte, daß es gleich wieder wie ein Pfeil davonschoß. Auch der Führer der Bande, Ahmed Effendi, hatte einen sehr unfreundlichen Blick zu mir herübergeworfen. Scheinbar unabsichtlich trieb ich mein Pferd dicht

an seines heran, und da lachte er mich wieder freundlich an. Daraufhin glaubte ich sodann, daß es meinerseits nur Einbildung war und Ahmed nur zufällig so finster geschaut hatte. Der Diener, meinte ich, hatte wohl geglaubt, mein Pferd sei von selbst stehen geblieben. Mein Argwohn war wieder geschwunden.

Jetzt sprengten wir durch ein kleines Dorf. Die wenigen Männer, die man sah, grüßten ehrerbietig, und die unzähligen Hunde rasten kläffend hinter uns her.

Weiter sauste die wilde Jagd.

Im nächsten Dorf machten wir ein paar Minuten Halt und wechselten auf die bereitstehenden Pferde. Zwei schöne braune Hengste wurden uns angewiesen, die hinter dem Sattel auf der Kruppe buntdurchwirkte, kleine Schabracken trugen. „Potztausend", dachte ich mir, „das ist ja fabelhaft vorbereitet." Wieder fühlte ich eine Beklemmung in mir, zwang mich jedoch, über die Sache nicht weiter nachzudenken. In Wirklichkeit hatte ich dazu auch keine Zeit, weil alles derartig Schlag auf Schlag folgte, daß die Eindrücke und Bilder geradezu kaleidoskopartig wechselten.

Von nun an wurde ein etwas langsameres Tempo angeschlagen, die Gefahr, von etwaigen Polizeistreifen ertappt zu werden, schien vorüber zu sein. Dann und wann fing ich einen Blick meines Freundes Sepp auf — nichtssagend und vielsagend zugleich. Ich zuckte dazu lediglich die Achseln. Wir verstanden uns.

Es war gegen drei Uhr nachmittags, als wir einem kleinen Hügel zuritten. Das Tempo wurde nun nochmals verschärft, und schon nach wenigen Minuten galoppierten wir in einen kleinen, von hohen Bergen ganz eingeschlossenen Ort ein und hielten mit einem Ruck vor einem niederen Kurdenhaus, auf dessen Dach — ich merkte es erst beim Absteigen — etwa dreißig Männer versammelt waren.

Wir waren rasch und gern aus den unbequemen Sätteln gesprungen. Die Knie zitterten uns ob der ungewohnten Strapaze der letzten Stunden. Aber klein durften wir uns auf diesem Tod- und Teufelsritt als Europäer nicht zeigen. Wir rissen uns zusammen und kletterten hinter unserm Führer hinauf auf das Dach.

Alle erhoben sich feierlich zu unserer Begrüßung. Aus der Mitte der Versammlung schritt ein großer, schöner Mann auf uns zu. „Ja — ist das nicht — doch, er ist es bestimmt! — —" Sepp und ich wechselten die Farbe vom tiefsten Rot bis zur fahlsten Blässe. Das Herz, glaubte ich, wollte mir stehen bleiben. Die Schläfen hämmerten, der Atem keuchte.

Der Mann kam mit seinem, uns schon bekannten, zynisch-höhnischen Grinsen auf uns zu — langsam und würdig. Ich konnte nichts denken, nichts fühlen, nichts fassen. Ich meinte, er wolle mir die Hand reichen — da aber legte der Mann seine Hand auf mein Haupt und küßte mich auf die Stirn... Die andern Männer grüßten devot.

Erst rieselte es mir eiskalt über den Rücken, doch nur einige Augenblicke, dann hatte ich mich wieder ganz in der Gewalt, schalt mich einen Feigling und ballte in Gedanken die Fäuste.

Noch ehe er Sepp, der wie ein Toter dem Vorgang zusah, das gleiche erweisen konnte, stotterte ich einige in den letzten Ruhetagen gelernte kurdische Worte hervor. Wie ich nun „Supas it akam, Effendi" (ich danke dir, mein hoher Herr!) sage, drehte er sich erstaunt nach mir um und fragte: „Sprichst du kurdisch?"

„Nein, hoher Herr, nur ein wenig", erwiderte ich ihm sehr freundlich.

Durch diesen Vorfall hatte er scheinbar ganz vergessen, auch Sepp auf die Stirn zu küssen, statt dessen gab er uns

einen Wink, ihm in den unteren Raum zu folgen und um das offene Feuer auf dem Boden Platz zu nehmen. Während wir ihm folgten, wurde mir schon ganz unheimlich zumute. Was hat nur der furchtbare Mann, der in der Eisenbahn uns gegenübersaß und sich im Auto zwischen uns drängte, mit uns vor? Hatte er sich einen Teufelsplan erdacht? Oder will er uns wirklich durch den Besuch seines Dorfes Ehren erweisen? Eines von beiden kam nur in Frage. Wenn mich nur seine Gegenwart nicht immer so kalt erschauern machte. „Sei ein Mann und halt die Augen offen", raunte ich mir wieder zu. Mit Sepp konnte ich mich nur durch Blickewechseln verständigen, denn außer in kurdischer Sprache konnten wir kein Wort zusammen wechseln, um alles zu vermeiden, was nur den geringsten Unwillen des Kurdenführers hervorrufen könnte.

Ein schlechter Gastgeber war der Mann mit dem grausamen Lächeln nicht, das mußte man ihm lassen. Er erfüllte alles, was sich einem Gast gegenüber im Orient geziemt. Wir rauchten die besten Zigaretten, labten uns an vorzüglichem Mokka und schlürften den unvermeidlichen Tschai. Aber als dann das Essen nach kurdischer Sitte vor uns auf die Erde gesetzt wurde — auch hier waren Messer und Gabel unbekannt, was uns dank unseres lieben Freundes Abdul el As keine Schwierigkeiten mehr bereitete —, verschlangen wir mit einem wahren Heißhunger die dargebotenen Speisen, die in der Hauptsache aus Schaffleisch bestanden. Er ließ sich nicht lumpen, der Mann mit dem bösen Blick, und in geradezu fabelhafter Weise hat er auftischen lassen, als gälte es einen König zu speisen. Dabei vergaß ich ganz, was mich bisher immer so beschäftigt hatte und vor dem ich ein so ungeheures Grauen empfand — den furchterregenden Gastgeber selbst.

Erst als ich mich nach der Mahlzeit neugestärkt und be-

haglich auf dem dicken Teppich ausstreckte und wieder Tschai trank, stieg in mir das abscheuliche Gefühl von neuem auf, und ich beobachtete den „hohen Herrn", der mit Ali Beg angeredet wurde. Zunächst blieb ich freundlich, vorsichtig, abwartend. Bald hatten wir herausgefunden, daß der Mann, der uns hierhergeführt hatte, und mit dem wir uns in arabischer Sprache ganz gut unterhalten konnten, der Sohn dieses unheimlichen Menschen war. Ganz redselig setzte sich der junge Ahmed Effendi zu uns und begann ein Gespräch, in dem er uns kund gab, daß sein Vater Ali Beg, sowie der ganze Stamm sich über unseren Besuch sehr freuen und hochgeehrt fühlen. Interessiert erkundigte er sich nach europäischen Angelegenheiten, denn sie hatten etwas von dem neuen großen „Pascha" (König) Deutschlands läuten gehört. (Sie meinten damit den Führer.) Bereitwillig klärte ich ihn, soweit die Sprachkenntnisse ausreichten, auf. Dann deutete er auf meine Ledertasche, in der ich meine mir unentbehrliche Kamera samt Zubehör und Filmen bewahrte. Es blieb mir gar nichts anderes übrig, als dem Kurden alles genau zu zeigen. Sogar die mitgebrachte „Apotheke" mußte ich ihm genau erklären. Jedoch der sonderbarste und interessanteste Gegenstand unseres Reisegepäcks war meine kleine „Regina", die Ziehharmonika, die wir selbst über alles liebten und die uns so oft in öder Einsamkeit die Heimat im Liede wiedergeschenkt hatte. Nachdem ich ihnen ein europäisches Lied vorgespielt hatte, was ihnen aber gar nicht gefiel, wollten sie alle selbst Musik machen. Einer der Kurden hielt das Instrument fest und ein anderer zog erbärmlich am Partiturkasten, dazu trommelte ein anderer auf den armen Tasten herum. Wäre das Instrument nicht ein so vorzüglich stabiles, deutsches Fabrikat gewesen, hätte damals sicher das letzte Stündlein der „Regina" geschlagen.

Während Ahmed Effendi noch vertieft und begeistert „musizierte“, gab ihm sein Vater Ali Beg heimlich einen Wink, ihm nach draußen zu folgen. Schnell legte Ahmed die Harmonika weg und eilte seinem Vater nach. Aber im selben Augenblick saß auch schon ein Diener auf dem von Ahmed verlassenen Platz und beobachtete uns mit Argusaugen. Mit Sepp konnte ich mich daher nicht verständigen. Wir ließen uns wieder nichts anmerken, und bald darauf kehrten Vater und Sohn zurück und machten ebenso unbekümmerte Mienen wie wir selbst. Gleich darauf reichte uns ein Diener wieder Tschai. Da man dieses Getränk tatsächlich stets mit Genuß schlürfen kann, taten wir es. Dabei verließ uns der lauernde Blick unseres Gastgebers keine Sekunde.

Nach etwa einer halben Stunde wurde mir übel, und ich sah mich suchend nach einer Gelegenheit um, wo ich verschwindeu konnte. Sogleich sprang ein Kurdendiener herbei und führte mich au den noch nicht einmal so primitiven Ort — mit Wasserspülung in Gestalt eines durchfließenden Baches.

Nachdem ich mich etwas erholt hatte und in den Gastraum zurückkehren wollte, befiel mich ganz plötzlich ein Schwindel. Ich taumelte, aber der Diener fing mich sogleich auf, und nach ein paar tiefen Atemzügen wurde mir auch wieder besser. Er geleitete mich bis auf meinen Platz neben Sepp auf das weiche Teppichlager.

War das nun eine Folge der großen Anstrengung durch den wilden Ritt gewesen —? Oder sollte es eine andere Ursache haben? — Ganz klar war mir im Kopf noch nicht.

Gerade als ich Sepp von meinem Befinden Mitteilung machen wollte, stand auch er auf und ließ sich von dem Diener hinausgeleiten. Gespannt, in welcher Verfassung er zurückkehren würde, blickte ich ihm nach. Minuten vergingen. — Da — ein dumpfer Fall, ein leiser Schrei — mein

Freund taumelte und fiel in seiner ganzen Länge zur Tür herein. Ich wollte aufspringen, um ihm zu helfen. — In diesem Augenblick durchzuckte mich die Gewißheit — wir waren in die Falle gegangen und vergiftet worden!

Ein Blick nach dem Platz, wo wir unsere Sachen abgelegt hatten, überzeugte mich auch davon, daß wir dazu noch völlig beraubt worden waren. Kamera, Harmonika und die kleine „Apotheke“ waren verschwunden. Nur einen kurzen Augenblick war ich verwirrt, dann wurde mir alles wieder ganz klar.

Wir wurden entführt, dann vergiftet und beraubt!

Die Banditen machten vergnügte Gesichter und freuten sich schon darauf, am andern Morgen unsere abgeschnittenen Köpfe triumphierend durch den Ort tragen zu können.

Uns konnte nur eines helfen: ruhig bleiben, die Mattigkeit bekämpfen, alles ganz klar überlegen und dann sehr schnell handeln.

Die Diener hatten Sepp in einer Ecke des Raumes niedergelegt.

Schweigend sahen uns die kurdischen „Gastgeber“ an. Dann gab ich ihnen zu verstehen, daß wir sehr müde seien und schlafen möchten, man möge so freundlich sein und uns allein lassen. Hierauf hatten die Halunken nur gewartet. Das Gift sollte uns einschläfern und wir nie mehr erwachen! — Halt, mein Lieber, dachte ich bei mir, soweit bin ich noch nicht! — Ich schloß die Augen, lugte durch die Wimpern und stellte mich schlafend. Gern verließen die gastlichen Kurden den Raum, nur zwei Diener mußten als Wachen bei uns bleiben. Ich mußte eine ungeheure Energie aufbringen, um überhaupt noch einen klaren, ruhigen Gedanken fassen zu können, fühlte ich doch, wie das Gift in mir immer stärker zu wirken begann.

Nachdem wir mit den Dienern allein waren, schlug ich die Augen auf, stellte mich ganz verstört und blickte um mich. Ich fühlte, wie mein Blut immer schlaffer und schlaffer wurde. Vor Müdigkeit konnte ich mich kaum mehr aufrecht halten. Nun nahm ich alle Kraft zusammen und holte aus meinen Kleidern einige Zigaretten hervor. Diese reichte ich den Wächtern mit dem Bemerken „aus Deutschland". Sogleich steckten sie sie am offenen Feuer in Brand und rauchten sie mit dem Bewußtsein, etwas ganz besonders Vorzügliches zu genießen.

Sie waren aber auch vorzüglich, denn sie wirkten ausgezeichnet. Schon nach fünf Minuten lehnten sie tiefschlafend an der Wand, denn ich hatte ihnen starke Opiumzigaretten gegeben, die ich auf meinen Reisen stets bei mir hatte. — Nun hieß es rasch handeln!

Sepp war sich inzwischen über das Vorgefallene klar geworden und richtete sich wieder auf. Ich flüsterte ihm zu: „Sie haben die Apotheke gestohlen — hast du noch etwas?" Zuerst starrte er mich entsetzt an, dann griff er in die Tasche seines Anzuges und zog eine kleine Schachtel hervor. — Ich las: „Eukarbon" — also Gegengift. Es war wirklich ein Wunder, daß er gerade diese kleine Schachtel bei sich hatte, und niemals konnte er sich mehr darauf besinnen, wie gerade sie aus seinem Koffer in die Hosentasche gewandert war. Nun verschlangen wir gemeinsam den ganzen Inhalt. Etwas „Optalidon" besaß ich selbst noch, was zum Aufpeitschen der Nerven dient. Auch dieses Mittel schluckten wir rasch. Nun hieß es, die letzte Kraft aufbringen, damit uns die Müdigkeit, die das kurdische Gift hervorrief, nicht wieder überwältigte. Wir hielten die starren Hände über das offene Feuer, und schon nach wenigen Minuten fühlten wir, die bisher kaum mehr sitzen konnten, wie wir rasch frisch und frischer wurden.

Die nächsten Augenblicke mußten darüber entscheiden, ob unser Fluchtversuch gelingen wird. Sind wir innerhalb der nächsten vier bis fünf Stunden, in denen das Optalidon wirkt, nicht geborgen, dann sind wir verloren.

Sachte schlich ich mich an den schlafenden Diener heran, um ihm seinen „Chanschardolch" und den Revolver abzunehmen. Sepp tat dasselbe bei dem anderen. — Es gelang. Wir bargen die Waffen bei uns. Nun hieß es, unbemerkt aus der Tür zu kommen. Draußen war alles still, nur der große, schöne, weiße Kurdenhund erhob sich und knurrte uns an. Bevor er jedoch bellen konnte, warf ihm Sepp ein großes Stück des übriggebliebenen Fleisches vor, das er zu sich gesteckt hatte. Gierig stürzte sich der hungrige Hund darauf, und im selben Augenblick hatte ihm mein scharfer Kurdendolch die Kehle durchschnitten. „Du verrätst uns nicht mehr!" murmelte ich. Dem Lieblingshund Ali Begs, unseres liebenswürdigen Gastgebers, war der Garaus gemacht.

Bei unserer Ankunft hatten wir uns gleich gemerkt, wo die Pferde untergebracht wurden. Sie standen in einem kleinen Stall hinter dem Haus. Die Stalltür war offen und mündete direkt auf den Ortsausgang. Lautlos pirschten wir uns an und — Hurra! — gleich vornean standen unsere beiden braunen Kurdenhengste, die uns hierher getragen hatten — und — waren noch nicht einmal abgesattelt. Wir trensten schnell auf. Ich wollte den Pferden noch vorsichtshalber die Hufe umwickeln, damit wir auf keinen Fall gehört werden konnten, aber Sepp winkte mir ab. „Draußen ist weicher Rasen — da hört man nichts! Nur keine Zeit verlieren", flüsterte er mir zu. — Fast hätte ich nun noch einen Freudenschrei ausgestoßen, denn da lag ja auch meine liebe kleine „Regina", die Ziehharmonika, die ich mir gleich umhing.

Behutsam führten wir nun die Pferde aus dem Stall, und lange, bange Augenblicke folgten, in denen wir sie ganz vorsichtig, jeden Stein vermeidend, auf weichem Boden führen mußten. Obwohl wir uns wieder ganz frisch fühlten, hämmerte das Herz mit geradezu wuchtigen Schlägen gegen die Brust. Glücklich hatten wir nun den breiten Bach überauert. Um uns war alles still — nur dann und wann schlug einer der Dorfköter an. Bisher konnten wir uns ganz im Schatten des Hügels halten, aber jetzt mußten wir — es führte kein anderer Weg zur Rettung — ins Vollmondlicht treten und den Hügel überschreiten. Noch ein paar spannende Augenblicke, und wir sind vielleicht gerettet, d. h. zunächst einmal außer Sicht- und Hörweite des Dorfes.

Es war genau zwölf Uhr. Die Mitternachtsstunde. Hoch stand der Mond am funkelnden Himmel und goß fein grelles Silberlicht über die öde Landschaft. Rasch hatten wir uns über die Richtung, aus der wir gekommen waren, orientiert. Gelang es uns, den direkten, kürzesten Weg nach Suleimanie zu finden, benötigten wir immerhin neun Reitstunden. Es blieben uns — das stand als furchtbare Tatsache vor uns — höchstens noch vier Stunden zur Verfügung, nach deren Ablauf wir irgendwo geborgen sein mußten, sollte uns die Schwäche nicht wieder übermannen und das Gift der Kurden doch noch Herr über uns werden. Wir vertrauten auf unseren Gott, falteten die Hände kurz zum Gebet — dann schwangen wir uns in die Sättel und ritten ganz sachte und langsam ab.

Dann und wann legte sich ein Schatten gespenstig über den Weg. Eine Wasserlache blitzte spukhaft, von einem Mondstrahl getroffen, hell auf.

Wir empfanden durch den unheimlichen Ritt am Morgen noch heftiges Reitweh. Das aber durfte uns jetzt nicht hindern, wo es um unser Leben ging.

Nachdem wir uns ganz sicher fühlten, vom Dorfe her nicht mehr gehört zu werden, gingen wir in einen geradezu wüsten Galopp über — das hatten wir auf unserem Herritt ja gut gelernt. Wir rasten dahin, als folgten uns der Teufel und alle bösen Geister dicht auf den Fersen. Meine Stirn, auf die mir der Scheußliche den Todeskuß gedrückt hatte, brannte wie Feuer. Wir ritten — rasten wortlos — dazu hämmerte das Herz um die Wette mit den Hufen der flüchtenden Tiere. Nur ein Gedanke beseelte uns — fort von hier — fort von dieser Unheilstätte.

Die Pferde schäumten, und uns lief, trotz der kalten Mondnacht, der Schweiß in Bächen den Körper herab.

Nachdem wir eine Stunde unaufhaltsam dahingestürmt waren, hielten wir kurz an, um selbst etwas Kraft zu schöpfen und die triefendnassen Pferde verschnaufen zu lassen. Sehr weit waren wir noch nicht gekommen, denn die gewandten Kurdenhengste mußten sich trotz des Höllentempos, das wir angeschlagen hatten, den Weg oft mühsam durch steiniges Geröll suchen.

Wir hatten uns bisher immer so ziemlich auf dem richtigen Weg halten können, den wir gekommen waren, als wir uns aber dem am Morgen durchrittenen Dorf näherten, umkreisten wir es in einem großen Bogen, um dann wieder unaufhaltsam auf dem richtigen Weg zu fliehen.

Kurz nachdem wir eine kleine Anhöhe überritten hatten, hörten wir seitlich von uns Schüsse fallen. Erschreckt horchten wir auf! Und als wolle uns unser Gott beschützen, sahen wir in nächster Nähe einen riesigen Findling, hinter dem wir Deckung suchten. Galten sie uns, diese Schüsse? Wir wußten es nicht. Nur Augenblicke gewährte der Findling uns Schutz, dann rasten wir weiter — fort, entgegengesetzt der Richtung, aus der die Schüsse fielen. Vielleicht waren es nur Jäger, aber keinesfalls durften wir mit

ihnen zu dieser Nachtzeit zusammentreffen. — Bald waren wir nun wieder außer Hörweite des Dorfes, den richtigen Weg jedoch hatten wir verloren — wir konnten nns nicht mehr genau orientieren.

Inzwischen war es zwei Uhr geworden. Es blieb uns nichts anderes übrig, als so tief wie möglich in die Berge, in Richtung Suleimanie, zu reiten. Das aber mußte auf schnellstem Wege geschehen. Es konnten uns immer noch zwei Stunden Frist gegeben sein, ehe das Gift der Kurden wieder seine Gewalt über uns gewinnen würde.

Der Weg, den wir nun einschlugen, war äußerst steil und schwierig. Ein Glück nur, daß die Pferde nicht schlapp machten. Wehe, wenn eines versagte, wehe, wenn auch nur einer der Bande uns verfolgte! Aber ein Araberpferd läßt seinen Reiter nicht im Stich — und die Kurdenhengste haben viel Araberblut —, bis zum letzten Atemzuge bleibt es der treue Diener und Kamerad seines Herrn. Wir können uns auf die Tiere verlassen.

Jedesmal, wenn irgendwo ein Wild aufgescheucht vor uns davonjagte, schreckte ich zusammen, so hatte das aufregende Abenteuer und das schleichende Gift meine Nerven schon gepackt. Der Sicherheit halber zog ich meine Pistole aus der Tasche, lud und entsicherte. Insgesamt hatten wir noch zehn Schuß Munition — das reichte nicht weit.

Schweigend ritten wir weiter. Die frische Nachtluft hatte uns wieder munterer gemacht, wenn uns der Schädel auch noch tüchtig brummte. Auch der Magen fing an heftig zu rumoren — die geschluckten Gifte und Gegengifte! Wer würde in diesem Zweikampf wohl der Sieger bleiben? Das Gift der Kurden? Unser Gegengift? —

Wo wir uns befanden, wußten wir nicht. Wir überließen uns unseren Pferden, die uns unermüdlich bergauf und bergab trugen. So verrann die Zeit schneller als uns

lieb war. Allmählich fingen wir an, uns unsicher zu fühlen, denn auf dem abenteuerlichen Ritt zu dem grausamen Mann hatten wir doch so manche Meile hinter uns gelegt und manchen Berg überquert.

Es dauerte nicht lange, da fühlten wir, wie plötzlich die Mattigkeit wieder Herr über unsere Glieder werden wollte und sich ständig steigerte. Wir wußten ja, daß es so kommen mußte, deshalb durfte nun keine Minute der köstlichen Zeit mehr versäumt werden. Irgendein Schlupfwinkel könnte uns Rettung bringen. Aber wo war ein solcher zu finden? Um uns starrten finstere, zerklüftete, kahle Berge auf uns nieder — nichts als Öde und, wohin wir auch blickten, kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm war zu sehen — einsame Nacht in einsamem Land.

Langsam ließen wir uns von den Rücken unserer treuen Tiere gleiten. Auf wankenden Füßen tappten wir vorwärts. Wir waren unfähig, ein Wort zu sprechen. Plötzlich deutete Sepp mit zitternder Hand auf einen großen, schwarzen Fleck vor uns, dem wir zuwanken.

Dem Herrn, unserem Gott, sei Dank — er hat geholfen — es ist das, was wir suchen: eine Höhle, eine richtige, große Höhle.

Mit dem Aufwand allerletzter Kraft krochen wir hinein. Die Pferde ließen wir laufen, wir waren unfähig, uns um sie zu kümmern. — In der Höhle war es warm, nur ein ekelhafter Modergeruch, der uns fast den Atem nahm, drang auf uns ein. Dann konnten wir uns nicht mehr auf den Beinen halten, wir sackten zusammen, die Sinne schienen uns zu schwinden. Leise hauchte Sepp: „Wenn wir uns nicht wieder sehen sollten — dann — leb wohl, mein Freund!"

Es gelang mir noch, ihm die Hand zu drücken und zu stammeln: „Gott befohlen — Sepp!"

Dann versanken wir beide in die Nacht der Bewußtlosigkeit.

Ringsum dunkel. Grabesstille...

Als ich die Augen wieder öffnete, brannte meine Stirn wie Feuer. Die Glieder schmerzten. Ich wollte denken, konnte es aber nicht. Als ich nach meinem Kopf greifen wollte, gelang es mir nicht, den Arm zu heben.

Alles war mir unbegreiflich.

Das wenige Licht, das vom Eingang der Höhle eindrang, stach mir in die Augen. Über mir und um mich war es stockfinster — pechschwarz. Im fahlen Lichtschein am Eingang erkannte ich, daß die Höhle von Stein war. Wir lagen also in einer Felsenhöhle. Langsam und mit großem Kraftaufwand brachte ich es fertig, den Kopf zur Seite zu drehen. Ich fühlte etwas Warmes neben mir — Sepp. Ich hatte mich schon mehr an die Finsternis gewöhnt und erkannte in dem schwachen Lichtschimmer sein Gesicht. Er sah geisterhaft blaß aus. Tiefe Falten gruben sich um seinen blonden Vollbart. Krampfhaft hielt er meine Hand fest. — War das alles nur ein böser Traum? — Wo waren wir nur? — Wie lange lagen wir schon in dieser Höhle?

Als ich gerade vor Mattigkeit die Augen wieder schließen wollte, verdunkelte sich plötzlich der Eingang der Höhle. Vorsichtig näherte sich uns jemand. — Eine Frau? — Ganz dicht beugte sich die Gestalt zu mir nieder. Ein heißer Atem strich mir über das Gesicht. Ich konnte weder ihre Züge noch ihre Gestalt erkennen, aber es durchbebte mein Herz ein unbändiges Glücksgefühl, daß ein lebendes Wesen bei uns war. Wir lagen nicht mehr in der finsteren Einsamkeit des für uns bestimmten Grabes.

Ich wollte den Mund öffnen, um zu sprechen, schloß ihn aber kraftlos wieder. Noch einmal — es ging nicht. Zuerst

starrte mich das Wesen sprachlos an, dann eilte es fort. Hatte es meinen Wunsch verstanden? Von dieser Anstrengung völlig erschöpft, versank ich wieder im Delirium.

Bald darauf verspürte ich, wie man mir den Mund gewaltsam aufmachte und etwas Warmes einflößte. — Ein kaltes Tuch legte sich um meine brennende Stirn. Welche Wohltat! — Wieder schluckte ich etwas Warmes. Sodann fühlte ich, wie man das gleiche bei meinem Freund vornahm.

Wer ist dieses Wesen? Ein Mensch? Ein Engel? Ein Retter, den uns Gott sandte? Weiter konnte ich zunächst nicht denken. Langsam, ganz langsam kehrte bei mir etwas Kraft zurück. — Was war mit uns geschehen? — Ich wußte es nicht, konnte mich auf gar nichts mehr besinnen.

Geschäftig lief das Wesen in der Höhle hin und her — stopfte einmal mir und dann Sepp etwas Weiches in den Mund. Ich schaute zu der Gestalt auf. Da lächelte sie mir zu, und nun erkannte ich auch ihre Züge. Unser Schutzengel war eine alte, vertrocknete, häßliche Kurdenfrau.

Sepp hielt immer noch krampfhaft meine Hand fest. Als ich mich zu ihm umdrehte, schlug er die Augen auf und schaute mich groß an.

„Hans", flüsterte er mit einem Lächeln.

„Sepp", erwiderte ich leise und drückte seine Hand.

Viele Stunden lagen wir kraftlos in der Felsenhöhle. Die alte Frau war immer bei uns und wurde nicht müde, uns zu pflegen, Umschläge auf die brennende Stirn zu legen und Speisen zu reichen. Bis jetzt war noch kein Wort über ihre alten Lippen gekommen. Erst als die Nacht sich niedersenkte und es dunkel wurde, frug sie: „Tschoni?" (Wie geht's.) Ich erwiderte leise: „Tschakum." (Es geht.) Befriedigt nickte sie mit dem alten, einst rothaarig gewesenen Kopf und stammelte: „Basch, sorbasch!" (Gut, sehr gut.)

Am andern Morgen erwachte ich, als ich meinen Namen rufen hörte. Sepp hatte gerufen.

„Sepp?" antwortete ich.

„Wo sind wir?" fragte er leise.

Ich zuckte die Achseln.

Wenige Minuten später betrat die alte Frau die Höhle und brachte uns etwas zu essen. Auf einem Stückchen Brotfladen schob sie es uns in den Mund, wie eine Vogelmutter ihre Jungen füttert. Mit einem wahren Heißhunger verschlangen wir eine Unmenge der Labe, bis sie sich die Hände rieb — ein Zeichen, daß sie nichts mehr hatte.

Nun kehrten langsam bei uns die Lebensgeister zurück. Nur der Kopf, unter den unser Schutzengel ein Büschel Heu geschoben hatte, war noch dumpf und schwer. Mit Sepp konnte ich über das Vorgefallene nur wenig sprechen, und nur, wenn die alte Frau abwesend war. Wir durften uns nicht verraten, weil sie uns für Kurden hielt.

Als die alte Mutter zu uns zurückkehrte und bemerkte, daß wir uns kräftiger und gestärkter fühlten, begann sie mit uns zu reden. Sie fragte, woher wir kämen. Da legte ich schnell den Finger auf den Mund und flüsterte mit bedeutungsvoller Miene: „Allah!" — Die alte Kurdenfrau machte große Augen und schaute uns entgeistert an. Dann stammelte sie: „Allah — Allah schickte mir diese Männer?!" Dann jauchzte sie plötzlich auf und krähte mit krächzender Stimme: „Allhamdulillah!" (Gott sei gedankt.)

Von nun an wich sie keinen Augenblick mehr von unserer Seite, denn sie sah in uns ein Gottesgeschenk, dem sie nur Gutes erweisen durfte.

Schon am selben Vormittag versuchten wir, uns etwas auf die Beine zu stellen, was uns schließlich mit Hilfe eines Stockes der Alten gelang. Es ging zwar noch schwer mit dem Aufrechtstehen, doch wirkte allmählich das kräftige,

wenn auch bescheidene Essen der Frau Wunder. Am Nachmittag schon setzten wir uns vor die Höhle in die Sonne, die uns wohlig durch die Glieder drang. Vor uns auf der Erde kauerte unser alter, runzeliger Schutzengel. Sie folgte beobachtend unseren fragenden Augen, mit denen wir die Gegend absuchten. Vor uns — um uns kahle Berge — nichts als steinige Öde. Nur unweit von uns erkannten wir einen kleinen grünen Fleck, daneben eine winzige Lehmhütte. Nahe der Hütte grasten ein paar Ziegen und Schafe.

Das verhutzelte Weiblein, in Lumpen gehüllt, erzählte uns nun viel. Da sie nur kurdisch sprach, verstanden wir nur wenig, jedoch konnten wir aus ihren Gesten erraten, was sie sagen wollte. Durch Kopfnicken gaben wir ihr zu verstehen, daß wir sie verstanden hatten. So erzählte sie uns, daß ihr Mann schon lange tot sei, Kinder und Verwandte habe sie nicht mehr. Vor langer Zeit sei sie dann hierher gezogen, habe sich eine Lehmhütte gebaut und ernähre sich von der Milch und dem Fleisch ihrer paar Ziegen und Schafe. Dazu baue sie sich etwas Getreide an, was ihr das wenige Brot, das sie brauche, liefere. — Als sie vor wenigen Tagen in der Frühe aufgestanden sei, habe sie bemerkt, wie ihr zwei Pferde das junge Getreide abweideten. Sie habe die Pferde eingefangen und in ein nahes, sicheres Tal geführt und — wir horchten gespannt auf — festgebunden. Dort fänden sie ein wenig Gras — genug für die nächsten Tage.

Wer ein Kurdenpferd kennt, weiß, wie bescheiden es im Futter ist. Wir brauchten uns keine Sorge zu machen. Am liebsten wäre ich der alten Frau um den Hals gefallen, daß sie uns die Pferde gerettet hatte.

„Wo gesattelte Pferde sind, müssen auch Menschen sein", fuhr sie zu erzählen fort. Nun sei sie auf die Suche gegangen. Nur ganz selten begegne man hier einmal einem

Menschen. Gegen Abend habe sie dann uns — zwei Kurden — schlafend in der Höhle entdeckt. Auch am andern Tag hätten wir noch fest geschlafen. Doch als die Sonne noch einmal aufgegangen sei, habe sie sich nicht getraut, uns weiter schlafen zu lassen. Sie habe uns wecken wollen und im gleichen Augenblick hätte ich die Augen aufgeschlagen.

Wir lächelten der alten, braven Frau, die uns aus Todesnot gerettet hatte, freundlich zu. Von unserem Woher und Wohin hatte sie keine Ahnung, da sie uns für ein Geschenk Allahs hielt.

Während wir noch behaglich in der Sonne saßen, puffte mich Sepp plötzlich in die Seite und wurde noch blasser, als er ohnedies schon war. Unauffällig deutete er nach einer Richtung, und als ich hinblickte, erkannte ich einen Hund, einen großen, weißen Kurdenhund, der gerade auf der Paßhöhe stand und laut nach rückwärts bellte.

Einen Herzschlag lang stockte mir der Atem.

„O weh! — Verfolger!“ stammelte ich.

Schnell gefaßt bedeutete ich der Alten durch Worte und Zeichen, dabei immer wieder auf Allah hinweisend, daß wir nicht mit irgendeinem Menschen zusammenzutreffen wünschen oder von irgendeinem Menschen gesehen werden möchten. Falls jemand sie nach uns frage, solle sie sagen, daß sie nichts wisse und nichts gesehen habe. — Sodann krochen wir tief in die Höhle hinein, die mehrere Gänge hatte. Die alte Frau war inzwischen ins Freie gegangen, um zu spähen, was oder wer da komme.

Im Dunkel der Höhle lauschten wir. Kaum, daß wir zu atmen wagten. Unsere Pulse flogen. Lange, bange Sekunden — Minuten — verstrichen.

Plötzlich erscholl vor der Höhle lautes Hundegekläff, rauhe Hufschläge und aufgeregtes, wütendes Geschrei. Noch konnten wir nicht feststellen, was das Schreien und Fluchen

zu bedeuten hatte. Unsere Spannung steigerte sich, je näher und lauter das Geschrei an unser Ohr drang. Jetzt hörten wir auch die alte Frau zwischen das Geschrei Zeter und Mord schimpfen. Verriet sie uns? Ich konnte kein Wort verstehen. Wie ein Motor raste das Herz in meiner Brust. Hatte man gar unsere Pferde gefunden? — Ein Gruseln lief mir über den Rücken. — Wenn es der furchtbare Ali wäre? — Ich preßte die Hand auf mein wildpochendes Herz, denn mit einemmal war das Geschrei verstummt, und ich hörte Schritte in der düsteren Höhle — jemand näherte sich uns. Ich erkannte den schwachen Umriß einer Gestalt unter uns — wir waren in der Felsenhöhle hochgeklettert. War das eine Spukgestalt, die uns äffte? — Ein Mensch? — Dann kam der Schatten wieder zurück — verschwand.

Lautlos kauerten wir in unserem Versteck. Wie gut, daß es hier noch keine Blendlaternen gibt, fuhr es mir durch den Sinn. Es dünkte uns eine Ewigkeit, daß wir dort saßen. Dann ertönte plötzlich wieder die Stimme der alten Frau. Sie rief uns. War die Gefahr vorüber? Lockte sie uns in eine Falle? Egal! Wir gingen ihr entgegen.

Als wir vor ihr standen, fiel sie uns zu Füßen, berührte mit den Lippen und der Stirn unsere Hände und murmelte ein Dankgebet.

Ich erkundigte mich bei ihr, wer da war und ob der Betreffende wieder fort sei.

Und nun erfuhr ich — wenn ich daran denke, erfaßt mich heute noch das Grausen —, daß es Leute gewesen seien, die aus dem Dorf des gefürchteten Banditenführers Ali Beg stammen. Sie hätten den Auftrag, zwei Männer einzufangen, die flüchtig seien. Die ganze Gegend werde von ihnen durchstreift und — wehe, wenn man sie fände. — Die Alte habe ihnen aber gesagt und geschworen, daß sie weder etwas

wisse, noch jemanden gesehen habe. Um sie aber zu beruhigen und sicher zu machen, habe sie ihnen versprochen, es sofort zu melden, wenn sie jemand sähe.

Erleichtert atmeten wir auf. Es war nur ein Glück, daß die Leute unserer alten Mutter nichts über unser Woher und Wohin erzählt hatten. Vielleicht wäre sie als Kurdin ihren Landsleuten gegenüber doch anderen Sinnes geworden und hätte uns verraten.

Unter ihrer mütterlichen Pflege genasen wir nun sehr rasch. Und als wir uns genügend gekräftigt fühlten, hielt uns nichts mehr zurück. Wir mußten weiter — hinaus aus dieser gefährlichen Gegend.

In einer hellen Mondnacht, über der sich ein unwahrscheinlich glitzernder Sternenhimmel wölbte, holten wir unsere Pferde, die freudig wieherten, als sie uns sahen. Wir brachten die treuen Freunde nun in ein ganz nahes, sicheres Versteck.

Einige Tage, nachdem die Späher Alis in unserer Höhle gewesen waren — unsere gute Pflegemutter hatte wirklich alle Hände über uns gehalten, denn die Bande trieb sich tagelang in der Nähe herum, ohne eine Spur von uns zu finden — mußten wir Abschied nehmen. Nachdem sie uns einen sicheren Schleichweg nach Suleimanie verraten hatte, drückten wir ihr dankbaren Herzens die runzeligen Hände. Sieben Tage hatten wir in ihrer gastlichen Höhle verbracht. Nun mußten und wollten wir wieder hinaus aus dieser Wildnis, um uns im Schutze der Zivilisation wieder etwas zu erholen.

Am frühen Morgen bestiegen wir die beiden treuen Kurdenhengste und trabten rasch und vorsichtig auf dem bezeichneten Schleichweg davon. Dabei malten wir uns in herrlichsten Bildern aus, wie wundervoll es nach diesem Abenteuer sein wird, wenn wir uns wohlgeborgen und

sicher in einem guten Bett zur Ruhe legen können, wenn wir wieder in die Gefilde der behaglichen Zivilisation einkehren werden. — Alles im Leben hat sein Für und sein Wider — so ist es auch mit der Kultur und der wildromantischen, ungeschminkten Natur. Jedes hat seine Schönheiten, seine Licht- und seine Schattenseiten.

Den Weg, den uns unser braver Schutzengel beschrieben hatte, konnten wir nicht verfehlen, wir hatten ihn uns gut gemerkt, und ehe es noch einmal Nacht wurde, mußten wir schon aus dem Gefahrengebiet heraus sein. Freudigen Herzens galoppierten wir der Zivilisation entgegen und fühlten uns eigentlich schon in bester Sicherheit.

Aber wir sollten uns zu früh gefreut haben.

Es war nach drei Uhr nachmittags. Vor uns lag noch ein Berg, den es zu überqueren galt. Vorsichtig ritten wir ihn an und hielten uns, so gut es ging, in Deckung. Wir waren jedoch noch keine fünf Minuten weitergeritten, da packte mich wieder dieser merkwürdige Schauder und peinigende Beklemmungen. Ich hielt mein Pferd an und lauschte. Nichts war weit und breit zu hören. Dann machte ich Sepp auf mein sonderbares Gefühl aufmerksam und hielt nach einem anderen Weg Umschau — jedoch es gab nur diesen einen Übergang, der vor uns lag. Gewaltsam schüttelte ich meine Beklemmungen ab, und wir ritten behutsam, in Deckung bleibend, weiter.

Kaum hatten wir die Höhe des Berges erreicht, da — meine Ahnung täuschte mich nicht — fiel seitlich von uns ein Schuß, dem schnell hintereinander weitere folgten. Blitzartig zog ich meine Pistole heraus, duckte mich tief auf den Hals des Hengstes und trieb ihn zu einem rasenden Galopp an. Sepp blieb dicht neben mir. Hinter uns her, jedoch noch außer Reichweite, stürmten unsere Verfolger. Nun machte der Weg eine Biegung nach links, und da sehe

ich gerade noch, wie sich ein Reiter uns in den Weg stellte und das Gewehr anlegte. Bevor aber sein Schuß krachte, brach, von meiner Kugel getroffen, sein Pferd unter ihm zusammen, und sein Schuß verfehlte das Ziel. Alles dies nahm einen so blitzschnellen Verlauf, wie man es nur in Augenblicken höchster Not auszuführen vermag. — Als wir Sekunden später an dem vom toten Pferde gesunkenen Reiter vorbeijagten, erkannte ich zwei haßerfüllte, stechende Augen. Sie gehörten unserem freundlichen Gastgeber, dem Räuberhauptmann und Mordbuben Ali Beg.

In einem Tempo, das man nicht mehr beschreiben kann, rasten wir weiter bergab. Die Zügel hatte ich schießen lassen und hielt mich nur am Sattelknopf fest. Meine Brust lag auf dem Hals des dampfenden Tieres. Hinter uns, immer näher aufrückend, unsere Verfolger, die ein geradezu mörderisches Feuer auf uns eröffneten. Unter normalen Bedingungen wären wir in diesem Höllentempo kaum einen Berg heruntergeritten, aber was gelingt einem nicht alles, wenn es ums Leben geht? — Glücklich erreichten wir das ebene Tal und konnten nun frei dahinstürmen.

Wir waren gerettet.

Noch eine Viertelstunde lang holen wir aus den braven Pferden heraus, was sie nur herzugeben vermochten, dann kamen wir in die Nähe Suleimanies. Schweißtriefend halten wir an, steigen ab — das Blut rast durch unsere Adern — und stammeln: „Herr, unser Gott, wir danken dir! Hättest du nicht deine schützenden Hände über uns ausgebreitet, wir wären nicht mehr."

Schnell hatten wir unsere Kurdenkleider ausgezogen, knüpften sie den Pferden über den Sattel, klopften ihnen noch einmal dankbar den Hals und ließen sie davontraben — wieder zurück in die Bergwildnis zu ihren Besitzern.

Glücklich kamen wir wieder in unser verlaustes Hotel.

Den Behörden durften wir von unserem Erlebnis kein Sterbenswörtchen sagen, sonst konnte es uns blühen, daß wir über die Grenze abgeschoben werden. Auch wäre unsere ganze Mühe und Todesangst umsonst gewesen, denn trotz aller Drangsal und Not hatten wir nicht die Absicht, dem wilden Kurdistan für immer den Rücken zu kehren. Im Gegenteil — jetzt erst recht wollten wir es noch näher kennen lernen. Aus diesem Grunde reisten wir schon zwei Tage später zurück nach Bagdad.

Beim König der Kurden.

Tag um Tag verging. Wir wurden immer mutloser, denn es schien, als hätten sich alle finsteren Gewalten gegen uns verschworen, um zu verhindern, daß wir unseren Plan, nochmals im kurdischen Bergland einzudringen, verwirklichen könnten. Von Pontius zu Pilatus waren wir schon gelaufen, um uns nach einem Weg in dieses Land, das mit sieben Siegeln verschlossen zu sein schien, zu erkundigen. Bei allen behördlichen Stellen und sämtlichen führenden Männern, bei Persern, Türken, Indern und anderen waren wir schon gewesen — überall erhielten wir nur die eine trostlose Antwort, daß es auf Grund fast aller Erfahrungen so gut wie ausgeschlossen sei, lebendig aus dem Inneren dieses wilden Landes wieder herauszukommen, denn die Kurden seien heute noch genau wie früher, nämlich ganz gefährliche Räuber und Mordgesellen...

Unrecht hatten die Leute gewiß nicht — eine kleine Kostprobe davon hatten wir schon genossen.

Wieder wurde unsere kleine arabische Freundin Fatima die Vermittlerin zur einzigen Stelle, die uns die Tore zu diesem Lande öffnen konnte. Aber die kleine Fatima war ganz unschuldig daran und wußte nichts davon. — Es nahte ihr Geburtstag... Um einmal unsere Dankbarkeit für die vielen schönen Stunden in ihrem gastlichen Heim in der Sprache der Blumen ausdrücken zu können, durchforschten wir sämtliche Gärten der Stadt Bagdad — Gärtnereien in unserem Sinne gibt es dort nicht —, um ihr die schönsten Rosen bringen zu können. Wir fanden keine. Un-

sere letzte Hoffnung, in der Vorstadt Moadam das Gesuchte zu finden, war auch erfolglos. Schon wollten wir ergebnislos von unserer Forschungsreise nach Rosen zurückkehren, als Sepp unseren sonst so pfiffigen Diener Ibrahim, den wir nach unserer abenteuerlichen Reise nach Kurdistan wieder zu uns genommen hatten, auf eine palastähnliche Villa in nächster Nähe aufmerksam machte, um dort einmal nach Rosen zu fragen. Erschrocken ob dieses Ansinnens erbleichte Ibrahim und wollte schnell an dem gefürchteten Haus vorübereilen. Dabei flüsterte er ganz leise: „Unmöglich, unmöglich — das ist ein strenger, böser, hoher Herr!“

„Leesch-hada?“ (Warum?) erwiderte ich ihm. Wir nahmen es besonders gern mit hohen Herren auf — wenn sie auch den Ruf hatten, streng und böse zu sein. „Sage mir, wer ist der hohe Herr?“

Fast ängstlich, doch ehrerbietig kam die Antwort: „Es ist Scheich Mahmud, der König der Kurden! ...“

Diese Worte schlugen bei uns wie eine Bombe ein, und ein bedeutungsvoller Blick wechselte zwischen Sepp und mir. „Mäachaläf (macht nichts), „da gehen wir hin“, erwiderte ich lächelnd dem erstaunten Diener. Ibrahim kannte uns zu gut und wußte genau, daß wir uns nie von etwas abbringen ließen, was wir vor hatten — ja, daß wir sogar gewillt wären, solches unter allen Umständen durchzuführen. Da ging er mit uns.

Einem kurdischen Diener, groß, schön und stark gebaut, übergaben wir unsere Besuchskarten mit der Weisung, uns dem König zu melden. Die dunkle Kleidung, die eigenartig lauernden Blicke unter dem fast schwarzen Turban ließen seltsame Gefühle und Erinnerungen in uns aufsteigen.

Der Diener kehrte zurück und führte uns in den Empfangsraum des Königs. Dort ließen wir uns in den modernen Polstersesseln nieder. Sofort wurden auch die nö-

tigen Gastgeschenke gebracht; ein Diener reichte die feinste Sorte Zigaretten, ein anderer starken, ungezuckerten arabischen, der dritte süßen türkischen Kaffee. Und dann kam Tschai und wieder Tschai...

Wie wir so behaglich schmauchend bereits beim dritten Glas Tschai gelandet waren, öffnete plötzlich ein Diener die Tür und verbeugt sich tief. Wir schnellen von unseren Sitzen auf — ruhigen, gemessenen Schrittes betrat der König das Zimmer und hebt die Hände hoch zum Gruß: „Achlan masachlan!" (Herzlich willkommen.) „Mein Haus sei dein Haus!" Auf sein „Tsatal" (Bitte) nahmen wir wieder Platz, dann setzte er sich langsam und würdevoll uns gegenüber. Die Hand an die Stirn gelegt, hieß er uns nochmals willkommen, nnd wir dankten mit der Hand aufs Herz.

Nun waren alle Gastfreundschaftsvorschriften erfüllt, die jedem Besucher — Freund oder Feind — erwiesen werden müssen. Der Gastgeber nimmt an, daß es dem Gast gut geht und er sich nach den genossenen Getränken wohl fühlt, so daß nun der eigentliche Wunsch vorgetragen werden kann.

Da wir die arabische Sprache nicht ganz perfekt beherrschten, dies aber dem König gegenüber hätte der Fall sein sollen, zogen wir es vor, unseren Diener Ibrahim als Dolmetscher zu verwenden, der sodann alle unsere Wünsche, weitausholend und geschmückt mit vielen schönen Redensarten, Scheich Mahmud vorbrachte.

So erfuhr er, daß wir zwei deutsche Reiseschriftsteller sind und gekommen seien, um das sagenhafte Kurdistan kennen zu lernen. Bisher hätten wir noch nicht viel Gutes darüber lesen können. Wohl hätte man uns erzählt, die Leute dort seien nur Räuber und Mörder, und ein Besuch ins Innere des Landes sei fast immer mit dem Tod besiegelt worden. Wir aber könnten das nicht glauben, son-

dern seien überzeugt, daß die Kurden als Arier trotz ihrer Weltabgeschiedenheit und abenteuerlichen Lebensweise gute Menschen seien, wenn sie wüßten, daß man sich ihnen als Freund nähert. (Wallah = bei Gott, diese guten Menschen hatten wir ja schon von der richtigen Seite kennen gelernt!) Nach unserer Rückkehr, erzählte Ibrahim weiter, möchten wir über diese braven, tapferen Leute und besonders über den König selbst ein Buch schreiben, damit die Wahrheit über Land und Leute so bekannt wird, wie sie ist und man nicht mehr die schrecklichen Räuber- und Mordgeschichten weiter verbreitet...

Der hohe Gebieter saß uns während dieses Vortrages, der etwa zwei Stunden in Anspruch genommen hatte, würdig und schweigsam gegenüber. Nur mit seinen unergründlichen, gebieterischen Augen, denen wir aber ebenso ernst begegneten, musterte er uns immer wieder. Bevor wir sodann zum letzten Schlag und eigentlichen Grund unseres Besuches wirklich ausholten, baten wir den Scheich, um ihn doch wenigstens einmal zum Sprechen zu bringen, er möge uns etwas über sein starkes, stolzes Volk erzählen.

Tatsächlich lüftete sich allmählich und immer mehr der Schleier über seiner eisigen Verschlossenheit. Mit ernsten, aber warmen Blicken schauten wir ihm ins Auge, und dann geschah das Merkwürdige, nämlich eine vollkommene Wandlung des Königs der Kurden. Er redete warm und immer wärmer werdend, zum Schluß mit heißer, inbrünstiger Liebe, über sein bedrücktes und doch freies Volk und seiner wilden, schönen Heimat.

So hörten wir die ganze kurdische Geschichte, wie sich der damals kleine Stamm vor Tausenden von Jahren — die Kurden selbst halten sich ja für direkte Abkömmlinge von Noah — in jener Bergwildnis, die durch ihre natürlichen Schutzwälle fast unbezwingbar ist, angesiedelt habe und

heute zu einem Volk von etwa hunderttausend Kriegern angewachsen sei. Doch sei dies nur der kleinste Teil der Kurden. Insgesamt zähle man heute schon viereinhalb Millionen, die jedoch über das eigentliche Kurdistan hinausgewachsen seien. Während früher das ganze Gebiet Kurdistans ein einheitlicher Staat war, so erzählte der König, habe es später einen großen Teil des Landes eingebüßt durch fremde Nationen, die mit modernen Waffen kamen und Stück für Stück wegrissen. Der größte Teil Kurdistans kam zur Türkei mit den Wilajets Diarbekr, Bitlis, Mamurat el Asis und einem Teil von Erzerum. Der Süden wurde dem französischen Mandatsgebiet Syrien zugeschlagen, und einen Teil erhielt der englische Irak. Der Osten wurde persisch. Ferner liegt noch ein Kreis des transkaukasischen Rätestaates Aserbeidschan am nördlichen Rande Kurdistans. Im Anfang dieses Jahrhunderts habe er einen erbitterten Kampf mit den Engländern führen müssen, die den Rest seines Landes vollends zum Irak schlagen wollten, weil sie danach getrachtet hatten, das „Gold des Landes", die riesigen Petroleumfelder bei Kerkuk, in ihren Besitz zu bekommen. Wie ein Löwe habe er selbst an der Spitze seiner tapferen Mannen gegen die ungeheure Übermacht der Engländer und Araber in dem großen, breiten Tal vor den Grenzbergen des eigentlichen Inneren, zwischen Kerkuk und Suleimanie gekämpft und habe seinen Gegnern auch schwere Verluste beigebracht. Er persönlich hätte auch noch lange nicht nachgegeben, sondern gekämpft bis zum letzten Mann. Dann aber hätten die Engländer ihm ein Friedensangebot gemacht, in dem sie ihm und den Kriegsführern große Summen Geldes zahlen würden, wenn er die Feindseligkeiten einstelle, er selbst nach Bagdad übersiedle und gestatte, daß die Araber nach Suleimanie Polizei und Militär legten. Bei Annahme dieses

Friedensangebotes habe er nur einzig und allein das Wohl seines Volkes im Auge gehabt. Er nahm es nur an, um seinen Kriegern zu ermöglichen, sich wieder zu erholen und um weitere Verluste seiner Getreuen zu vermeiden. Die Krieger zogen sich sodann in ihre Heimatdörfer tief in der Bergwildnis zurück, die, wie gesagt, von außen her direkt uneinnehmbar ist, und leben dort ihrer Jagd. Gewehre und Munition erbeuteten sie bei den vorangegangenen Kämpfen in Hülle und Fülle. Die Araber des Staates Irak legten dann starke Polizei- und Militärketten um die Gebirgszüge, doch sei dieses den Kurden zunächst einmal noch „lange recht" — in das Innere des Landes getraue sich kein Fremder hinein. Es habe auch wenig Zweck, starke Militär- oder Polizeiposten aufzustellen, da die wenigen, hochgelegenen Gebirgspässe nur äußerst schwierig zu passieren seien und von ein paar Kurden verteidigt werden könnten. So leben die Leute völlig frei und unbelästigt, während die Irakaraber den Kurdenführern hohe Summen zahlen müssen und durch das viele Militär an der kurdischen Grenze ungeheure Ausgaben haben. Der lachende Dritte ist natürlich — der Engländer! Nachdem er den Irak besetzt hatte, putschte er diese Araber erfolgreich gegen die Kurden auf, die unter englischer Führung kämpften und starben. Der Engländer aber hatte seinen Zweck erreicht. Er nahm von den riesigen Petroleumfeldern Besitz und legte die zweitausend Kilometer lange Leitung bis nach Haifa und damit zum Mittelländischen Meer, außerdem noch eine Nebenleitung bis zum Suezkanal und kann somit verhältnismäßig billig und mit wenig Personal das unbezahlbare Petroleum gewinnen und auf dem Seeweg abtransportieren. Nur einige Fliegerregimenter — gleichzeitig Stützpunkte für Indien — mit tadellosen Festungsanlagen ließ er zurück, dann gab er — jedoch nur nach außen hin — dem

Staat Irak seine Selbstverwaltung mit großer Geste zurück und nahm den Überschuß seines Militärs weg. — Dafür haben die Araber die Ehre, die Petroleumanlagen vor den Einbrüchen der Kurden zu schützen und die Kurdenführer zu bezahlen.

Es hat nun den Anschein, als würde den Irakarabern dieser Spaß nun schon zu teuer und zu gefährlich — man überlegt schon, wie man aus dieser Sackgasse wieder herauskommen könnte. Auf den Druck der Kurden hin mußte schon ein Teil der arabischen Polizei oben an deren Grenze durch kurdische Polizei vertauscht werden, die der Irak die Ehre hat zu bezahlen. Ihm selbst, dem König Scheich Mahmud, der bisher in Bagdad ein behagliches Leben führen kann und von da aus sein Land regiert, gab man bereits die Erlaubnis, zu seinen Leuten zurückzukehren, unter dem Vorbehalt, daß er nichts mehr gegen die Araber unternehmen werde. Darauf hatte der König aber nur gewartet und lehnte diesen „ehrenvollen" Antrag ab. Er könne sich sehr gut noch die kurze Zeit gedulden, bis er vorbehaltlos gebeten werde, Bagdad zu verlassen, denn der Staat Irak ist nicht so reich, um diese enormen Ausgaben auf die Dauer tragen zu können. — Dann aber ist die Zeit des kurdischen Wiederaufstiegs gekommen — dann wird der König seine Getreuen wieder um sich sammeln und einen allmählichen, aber gigantischen Kampf gegen seine Feinde führen. Dann wird er beginnen, sein Volk wieder vom Joche der Perser, Türken, Russen und des Iraks frei zu machen.

Vor uns saß der König, und seine Augen schossen feurige, echt kurdische Blicke, als er sagte:

„Dann werden die viereinhalb Millionen Kurden wieder ein großes, freies Kurdistan gründen!"

Stunden waren schon verstrichen, aber wir hatten es gar nicht bemerkt durch die überraschende Wandlung des Kö-

nigs und das Interessante, was er uns da erzählte. — Erst als er sich nun in seinen Polstersessel zurücklehnte, den Blick verklärt und fast träumerisch vor sich hin sann, als wäre er schon in einer anderen, höheren, schöneren Welt, sah ich verstohlen auf die Uhr. O weh, schon neun Uhr! Nun saßen wir schon fünf Stunden beisammen — eine lange Audienz — und noch nichts Endgültiges erreicht.

Jetzt brachten Diener ein wirklich königliches Abendessen, welches wir mit unserem hohen Gastgeber zusammen aßen. Mir ließ es keine Ruhe mehr. Langsam begann ich, wie wir uns freuten, bei ihm so gnädig aufgenommen worden zu sein und erzählte ihm, wie dies seltene Glück überhaupt nur durch unsere Suche nach schönen Rosen gekommen sei. Auch hätten wir ein ganz besonderes Interesse für die Kurden; nicht nur weil sie Arier seien, wir wüßten, daß die Kurden auch Kerman (German) genannt werden, deshalb hätten wir, die doch Germanen seien, so sehr große Lust, diese Kermanen einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ihre Lebensweise und Gebräuche kennen zu lernen. Wir hätten auch tiefes Mitgefühl für das Schicksal der Kurden — auch unser Schicksal sei ähnlich gewesen, bis der Führer kam und uns vor dem Untergang rettete. Aber es sei uns doch ganz unmöglich gemacht, das Wahre über Kurdistan zu schreiben, wenn wir es nicht mit eigenen Augen gesehen und selbst erlebt hätten. Allein ins Innere zu gehen, sei zu lebensgefährlich (im Geiste tauchte der furchtbare Ali vor mir auf), weil man uns wahrscheinlich für Engländer halten würde, was uns besonders schlecht bekommen könnte. Deshalb bäten wir ihn, den König, uns zu helfen, damit wir unser Ziel erreichen, was vielleicht auch für ihn von großem Nutzen sein könnte.

Als Antwort musterte uns der König mit seinen merkwürdigen Augen durchdringend. Was wir wollten, wußte

er nun — er konnte uns jetzt nur noch eine klare Antwort geben — entweder—oder... Nach etwa zehn schweigsamen Minuten winkte er wortlos einem Diener. Jener verschwand und kam gleich darauf mit einer wunderbar persischen Nargileh (Wasserpfeife) zurück, die er mit einer tiefen Verbeugung vor seinen Herrn stellte. Scheich Mahmud rauchte einige Minuten stumm und musterte uns dabei weiter. Plötzlich aber nahm er den Pfeifenschlauch aus dem Mund und reichte ihn mir mit ausgestrecktem Arm herüber. Ich nahm ihm den Schlauch ab, war aber im Augenblick über diese eigenartige Weise zu rauchen etwas verwirrt und zögerte. Da räusperte sich Ibrahim und nickte mir unauffällig zu. Nun rauchte ich, in meinem Sessel bequem zurückgelehnt, die Wasserpfeife des Königs von Kurdistan. Noch ahnte ich nicht, warum dieses geschah. Ich ließ den König durch Ibrahim fragen, wem ich nun die Nargileh reichen solle. Scheich Mahmud deutete sodann auf den neben mir sitzenden Sepp, der auch einige Zeit rauchte und die Wasserpfeife sodann freudestrahlend Scheich Mahmud zurückgab. Jetzt dämmerte es mir — es war die Friedenspfeife, die durch das Reihumrauchen die Freundschaft zwischen dem König und uns besiegeln sollte.

Und meine Annahme war berechtigt, denn schon war der König dabei, einen kurzen Brief mit eigener Hand an seinen Sohn, Scheich Latif, in Suleimanie zu schreiben. Scheich Latif regiert im Auftrage seines Vaters das ganze gewaltige Reich der Kurden von dieser Stadt aus. Mit der Weisung, diese kurzen, aber für uns so bedeutungsvollen Zeilen seinem Sohn zu übergeben, reichte mir Scheich Mahmud den Brief. Dann erwies er uns noch eine besondere Gunst. Jeder von uns erhielt sein Bild mit eigenhändiger Widmung in kurdischer Sprache, die etwa lautet: „Meinem Freund, Herrn Müller (Hagleitner für Sepp), der gekom-

men ist, mich und mein Volk zu studieren, widme ich zum Andenken dieses Bild. Scheich Mahmud." — Wie wir uns über diesen größten Erfolg, den wir auf unserer ganzen Reise zu verzeichnen hatten, freuten, ist nicht zu beschreiben. Nun standen uns Türen und Tore des wilden Kurdistan offen.

Überaus herzlich und mit vom Innersten kommenden Dank verabschiedeten wir uns kurz darauf vom König, der uns bat, vor unserer Heimreise nach Deutschland ihn noch einmal zu besuchen und ihm zu sagen, wie uns sein Land gefallen habe und ob uns alles willfährig gewesen sei.

Dann bestiegen wir seinen prächtigen Wagen, der uns nach Bagdad zurückbrachte. Der uns begleitende Diener erzählte uns noch sehr geheimnisvoll, daß diese hohe Gunst seines Herrn noch kein Fremder erfahren habe und fragte, ob wir ein Sympathiemittel bei uns gehabt hätten, das ihn beeinflußt habe. Nun mußten wir lachen und erwiderten ihm, daß wir „Alemani" seien, die eben mehr fertig brächten als andere. Er staunte uns gewaltig an. — Auf dem ganzen weiteren Weg war er des Lobes und Ruhmes über seinen hohen Herrn voll und — was wir später auch bei anderen Kurden feststellen — mit Leib und Seele ergeben.

Interessant für uns war noch seine Erklärung des Titels „Scheich". Im Gegensatz zu Palästina, Ägypten oder der Wüste, wo jeder Dorfälteste Scheich genannt wird, hat das in Kurdistan eine ganz andere Bedeutung. Wenn ein Kurde diesen Titel trägt, dann müssen seine Vorfahren unmittelbar mit Mohammed als führende Kämpfer zusammen gewesen sein. Andere Personen können ihn weder tragen noch verliehen bekommen. Der tapfere König und Kämpfer, Scheich Mahmud, war also ein Nachkomme eines solchen Helden — und man merkte es — das Führerblut steckt heute noch gewaltig in ihm.

Als wir vor unserem Hotel „Naamann" ankamen, kam eine letzte schöne Überraschung für uns. Wir waren gerade ausgestiegen und wollten die Abschiedsbezeugungen der begleitenden Kurden entgegennehmen, als plötzlich einer von ihnen ein großes Unding aus dem Auto nahm, das umhüllende Tuch wegnahm und mir in den Arm legte. Ehe ich mich versah, hatte er sich tief verneigt, und schon war der Wagen fort.

In meinem Arm lag ein riesengroßer Strauß herrlich duftender Rosen, auserlesenster Sorten. — Wie wird sich nun die kleine Fatima freuen. Und sie hat sich unbändig gefreut, als wir ihr erzählten, wie wir zu diesen Prachtexemplaren gekommen sind.

Als Freunde des Königs in seinem verschlossenen Land.

Zum zweiten Male brachte uns die Eisenbahn nach Kerkuk. Wieder kontrollierte uns arabische Polizei, um uns pflichtgemäß der von uns bezeichneten nächsten Polizeistation weiterzumelden, damit man uns ja nicht aus den Augen verlor.

Doch diesmal waren wir etwas mehr gewitzigt. Wir mußten sie über unser Vorhaben täuschen, diese Aufpasser an der Grenze, denn, wenn die Behörden auch nur das Geringste über unseren verwegenen Plan erfahren hätten, wäre er von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen. In diesem Falle würde man uns wohl höflich aber energisch in denselben Zug komplimentieren, der uns von Bagdad hierherbrachte, und anschließend hätten wir eine unfreiwillige Wüstenfahrt über die Grenze des Staates Irak antreten dürfen. Dieses durfte keinesfalls geschehen, da sonst auch hinter uns ein Riegel ins Schloß gefallen wäre, der sich sobald nicht wieder öffnen ließe.

Wir waren uns darüber klar, daß jetzt für uns der entscheidendste Augenblick nahte. Wir bemerkten ohnehin gleich, daß die kontrollierenden Grenzpolizisten gegen nns besonders mißtrauisch wurden, weil wir erst vor wenigen Wochen an derselben Stelle waren.

Mit der harmlosesten Miene der Welt steckte sich jeder eine Zigarette an und gaben auch den Grenzern von unserem Rauchvorrat ab. Hierauf brachten wir unser Anliegen vor, und zwar, daß wir gern in Kerkuk noch einige der berühmten Reiseandenken (dazu klimperte Sepp

scheinbar unbeabsichtigt mit dem losen Silbergeld in der Tasche) kaufen möchten. Dann wollten wir heute noch bis Mosul weiterfahren, um morgen über Erbil, Revandauz nach Persien zu gelangen. Ganz besorgt und wichtigtuend erklärten wir ihnen, daß wir morgen schon Irak verlassen haben müssen, da unsere Aufenthaltsbewilligung schon übermorgen abgelaufen sei. Zum Glück besaßen wir das persische Visum, aber die schlanen Beamten merkten nicht, daß darin der Weg über Kermanschah vorgeschrieben war. Es war uns auch ganz egal, daß unsere Aufenthaltsbewilligung im Irak ablief — waren wir erst einmal im Inneren Kurdistans, dann würden wir schon sehen...

Unser harmlos-sicheres Auftreten hatte gewirkt — der Besuch Kerkuks war genehmigt.

Sogleich begaben wir uns zu einem Taxichauffeur und handelten mit ihm um den Preis für die Fahrt nach dort. Dieses war natürlich nur ein Scheinmanöver, denn neben ihm wartete schon längst unser Chauffeur, den nns der gestern vorausgeschickte Diener Scheich Mahmuds hierher bestellt hatte. Wir wurden daher mit dem ersten Fahrer nicht einig, sondern verhandelten nun recht laut und vernehmlich mit dem nächsten, der sich Ahmed nannte, und uns nach vielem Scheingezeter die Fahrt um zehn Filles billiger machte. Schnellstens fuhren wir mit ihm, der einen guten, zuverlässigen Wagen besaß, ab.

In einer Hintergasse Kerkuks hielten wir an und ließen uns auf „geheimen Pfaden" zum dortigen Vertrauten des Königs, Omar Ben Hadschi Youssef, bringen, der uns innerhalb weniger Minuten vom flotten Europäer zum ganz gewöhnlichen Kurden verwandelte. Bei ihm blieben wir bis zum Nachmittag, dann ging die Fahrt im Auto weiter. Niemand würde erkennen, daß die Insassen — Omar war auch dabei — die zwei „vornehmen Deutschen"

waren, die heute früh ankamen, um „nach Mosul weiterzureisen".

Nach dreistündiger, ununterbrochener Fahrt sahen wir wieder Suleimanie vor uns liegen. Dabei überlief uns ein gewisses Grauen, als wir an den letzten Aufenthalt in diesem Ort dachten.

Draußen begann es schon zu dämmern, daher stiegen wir rasch aus, und das Auto fuhr leer weiter. Nach einigen kleinen Umwegen — dabei redete nur Omar in kurdischer Sprache, weil wir mit dem Gelernten nur aufgefallen wären, jedoch schon sehr gut alles verstehen konnten — standen wir plötzlich vor einem mächtigen, eisenbeschlagenen Holztor; kaum hatte Omar den verabredeten Wachtelschlag ausgestoßen, als sich durch das Tor das Gesicht eines Mannes schob und uns rasch in den großen Innenhof eintreten ließ. Wir befanden uns im Stammhaus Scheich Mahmuds, dessen zwanzigjähriger Sohn Latif von hier aus das mächtige, wilde Kurdenreich regiert. Lautlos wurden wir in die inneren Gemächer geführt, wo wir nun wieder laut miteinander reden konnten. Der junge Scheich Latif begrüßte uns, die von seinem hohen Vater gesandten Freunde, aufs herzlichste und versicherte uns dabei, daß alles, was wir nur wünschten, in Erfüllung gehen werde. Besonders bedauerte er, daß er durch die augenblicklichen Verhältnisse nicht in der Lage sei, uns mit großem Pomp und Festlichkeiten selbst zu seinen Untergebenen zu geleiten, sondern uns auf gefahrvollen Wegen wie „ein Dieb in der Nacht" über die besetzte Zone bringen lassen müsse. Doch „Allah ill allah." (Allah ist groß, er wird helfen!)

„Inschallah" — „So Gott will", erwiderten wir ihm.

Nach einem kräftigen Essen legten wir uns frühzeitig schlafen, denn am nächsten Tag sollten allerlei Strapazen auf uns warten.

Nach einem erquickend tiefen Schlaf erhoben wir uns auch schon sehr früh von unserem Lager. Das uns bevorstehende große Ereignis prickelte uns in den Adern und ließ uns keine Ruhe mehr finden. Aber wir mußten warten, bis die Sonne am höchsten stand und mit glutheißen Strahlen herniedersengt. Erst dann war unsere Stunde gekommen, weil sich dann kaum ein Mensch unterwegs befindet und die meisten Männer die heiße Mittagszeit im Kaffeehaus verbringen.

Der Königssohn gab den beiden Dienern, sowie Omar Ben Hadschi Youssef noch genaue Verhaltungsmaßregeln, uns selbst wurden noch Waffen unter die breiten Bauchbinden — die „Bschdenn" — gesteckt, dann verließen wir das Haus des Königs heimlich durch eine Hintertür. Es war für uns bestimmt nicht angenehm, in dieser Gluthitze auf sandig-steinigen Wegen dahinzustapfen, doch mußte es sein, wollten wir nicht auf- und gleich anschließend hereinfallen. Während die Diener überallhin ausspähten, ob auch keine Polizeistreifen unterwegs waren, unterhielten wir uns mit Omar, einem klugen, gerissenen Kerl, der uns noch vieles Ergänzende zu unserem kurdischen Sprachschatz lernte. Dieses war für uns natürlich von besonderer Wichtigkeit, da wir mit vielen Männern zusammentreffen sollten, die uns manches Interessante zu erzählen hatten. Auf diese Weise verging uns der Marsch in der Gluthitze ganz kurzweilig. Rechts von uns zog sich das mächtige „Goischa-Gebirge" dahin, von der linken Seite rückte der gewaltige, schneebedeckte „Pyramagrun" immer näher heran, und dazwischen strebte ein Gipfel neben dem anderen zum Himmel empor.

Wir hatten nun schon eine gute Strecke des Weges hinter Suleimanie gelegt und sahen unweit von uns auf der rechten Seite ein kleines, schmutziges Dorf mit elenden

Hütten liegen. Durch ein ausgetrocknetes Flußbett konnten wir bequem herankommen. Omar ging voraus und winkte uns, ihm zu folgen. Und hier standen auch schon Esel und Maulesel für uns bereit. Auch unser Gepäck war vorausgeschickt und hier verstaut worden. Nun war es schon wesentlich angenehmer, vorwärtszukommen, wenn auch die glühenden Sonnenstrahlen in unverminderter Vehemenz niedersengten. Dabei aber kam mir erst richtig die Bedeutung eines Turbans zum Bewußtsein, in dessen vielen Falten sich die Sonnenstrahlen brechen müssen.

Des öfteren begegneten wir kleinen Trupps von Kurden zu Esel oder zu Pferd, die in Suleimanie einkaufen oder dort ihre Waren wie Holz, Felle und andere Landeserzeugnisse absetzen wollten. Aber sie grüßten uns nur ganz herablassend, schienen wir doch durch unsere absichtlich gewöhnlichen Kleidungsstücke einer niederen Klasse anzugehören. Wir waren darüber sehr erfreut, denn gerade das Nichtauffallen wollten wir bezwecken. Nur einmal machten wir auf dieser beschwerlichen Tour eine kurze Rast in einer kleinen Lehmhütte, dessen Besitzer den vorüberziehenden Kurden Tee und Kaffee zu brauen pflegt. Dieser aber war ein guter Bekannter von Omar Ben Hadschi Youssef und daher verläßlich. Unbeschreibliche Freude äußerte er über unseren verwegenen Plan, und am liebsten hätte er sich selbst noch angeschlossen, jedoch waren seine guten Ratschläge uns ebenso willkommen. „Nemsachwe Tschak, sor tschak", behauptete er, was etwa sagen will: Ihr Deutschen seid halt großartige Kerle!

Gegen sieben Uhr abends, nach arabischer Zeit ein Uhr, ritten wir in den abgelegenen Ort „Chanibardina", der sich an einen hohen Fels anschmiegt, ein. Ein von hohem Gestrüpp umwachsenes Bächlein rauscht hindurch, woher der Ort seinen Namen „Felsenquell" erhielt. Auch hier wurden

wir schon erwartet, denn ein von Suleimanie abgesandter Diener bereitet quasi als Quartiermacher überall, wohin wir in den nächsten Wochen kommen sollen, unser Eintreffen vor. Genau wie bei dem Mordbuben Ali Beg seligen Angedenkens, wurden wir auch hier von allen Männern des Dorfes auf dem Hausdach des Ortshäuptlings empfangen, und nach einer überaus herzlichen Begrüßung saßen wir bald darauf mit den Mannen beim unvermeidlichen Tschai. Trotz der ganz einfachen Hütten gefiel mir das Dorf ausgezeichnet. Es machte einen sehr malerischen Eindruck, wie es inmitten der himmelstürmenden Schneeriesen, umgeben von steiniger Öde, dalag. Auch das Leben und Treiben an dem rauschenden Bach war interessant und lebhaft. Wir waren wieder einmal in der wirklichen Natur ohne Zivilisation.

Meinem Vorschlag, einen Gang durch Chanibardina zu machen, wurde gern entsprochen, und so bestiegen wir zuerst einmal den hohen Fels, der uns eine prächtige Fernsicht bot. Der ganze Anhang hatte sich natürlich uns interessanten Besuchern angeschlossen. Da und dort fielen mir quadratisch zusammengelegte Steine auf. Auf mein Befragen erklärte mir der Häuptling, daß dieses Plätze seien, an denen Überfälle und Raubzüge anderer Banden oder Stämme von ihnen im blutigen Nahkampf siegreich abgewehrt worden seien.

Gerade trieben einige Hirten ihre großen Schaf- und Ziegenherden in das Dorf, die blökend und meckernd ihre Ställe suchten. Es wurde dies allabendlich gemacht, weil diese Tiere der fast einzige Besitz der Bevölkerung sind und sie in der Nacht hier sicherer vor Raubtieren und Diebstahl aufgehoben sind. Schaf- und Ziegenzucht bilden mit der Ausfuhr von lebenden Tieren, Wolle, Fellen neben der Teppicherzeugung die Haupterwerbszweige der Kurden;

außerdem noch die Galläpfelausfuhr aus den Zwergeichenbeständen der Bergflanken. Kurdistan ist ein armes, reiches Land, denn man vermutet wohl nicht mit Unrecht, daß sich noch riesige Erdöllager darin befinden, die noch gar nicht erschlossen sind, und wegen denen schon heftige politische Kämpfe zwischen der Türkei und dem Irak — d. h. England — entbrannten. Ebenso werden die anderen Bodenschätze wie Silber, Kupfer und Kohle kaum ausgebeutet.

Nachdem wir die Fernsicht genossen und wieder abgestiegen waren, standen wir auf einmal vor einer „Asch", das ist eine kurdische Dorfmühle. Das Bächlein, ganz primitiv gestaut, treibt, wieder losgelassen, den großen Mühlstein, der, durch eine lange Stange etwas hochgezogen oder niederer gelassen, das Korn grob oder fein mahlt. Die „Asch" steht dem ganzen Dorf zur Verfügung, denn alle hatten beim Bau mitgeholfen, alle dürfen sie auch benützen. Das ist kurdischer Gemeinschaftssinn. Ebenso ist es bei der Bedürfnisanstalt des Orts — sie steht allen zur Verfügung. Und hygienisch geht es da zu — eine Wasserspülung in Form des Bächleins nimmt den ganzen Unrat mit fort. Im selben Hause sind auch die großen Wasserbecken für die religiösen Waschungen untergebracht, denn diese müssen vor dem Besuch der Moschee, die neben diesem Gemeindehaus steht, streng durchgeführt werden.

Inzwischen war es fast Nacht geworden, und wir kehrten zurück in das Haus des Häuptlings. Als wir durch das Tor eintraten, sahen wir links in einem kleinen, verrauchten Raum eine spukhafte Gestalt hantieren. Es war eine Frau, die mit Brotbacken beschäftigt war. Über einem offenen Feuer, das mit getrocknetem Eselsmist gespeist wurde, lag eine ein wenig nach oben gewölbte, dünne Steinplatte, die ebenfalls auf Steinen ruhte. Über diese erhitzte Steinplatte wurde nun der Brotteig ganz dünn gestrichen, und

nach wenigen Augenblicken war die Brotflade — Chobbes genannt — fertig.

Lange saßen wir noch mit den Männern des Dorfes beisammen, die uns interessante Dinge erzählten. Der Raum war nur durch das kleine, offene Feuer erhellt, um dieses hatten wir uns gesetzt. Die Wand, die gegen das Dorf zu blickte, war mit einer kleinen Binsenmatte zugestellt. Ich selbst saß an der Tür zum Harem, aus dem das Kreischen der vier Frauen und das Geschrei der vielen Kinder drang. Ab und zu konnte ich durch die undichte Tür einen verstohlenen Blick in das Innere des Harems tun, wobei ich mich davon überzeugte, daß es drinnen wirklich recht eng zuging. Die eine Frau säugte gerade ihr Jüngstes, eine andere nähte, wieder eine andere verzehrte von den Speiseresten, die wir vorher übrig gelassen hatten. Wie überall in dieser Gegend, bestand auch hier die ganze Wohnungseinrichtung aus einigen auf den Boden geworfenen schmutzigen Teppichen, auf denen die Leute hockend alle ihre Arbeiten verrichteten.

Wir waren schon recht müde geworden und freuten uns, als Diener aus dem Harem Decken für uns herbeischleppten und sich die Männer verabschiedeten. Das Feuer wurde ausgelöscht und die Feuerhöhle mit alten Lumpen ausgestopft. „Schobasch!" (Eure Nacht sei glücklich) rief uns der Ortshäuptling noch zu, dann verschwand er.

Und ob unsere Nacht glücklich war — es ist mir die unvergeßlichste von allen orientalischen Nächten geworden. Kaum hatten wir uns in die Decken gehüllt, um einzuschlafen, da juckte es mich an allen Stellen des Körpers — nun kratzte ich mich mit der rechten Hand unter der Decke, mit der linken über ihr. Es biß und krappelte überall. Ich wollte mich zum Schlafen zwingen und biß die Zähne zusammen, bis ich den Juckreiz einfach nicht mehr aushielt. Bisher

hatte ich in dieser Hinsicht ja schon manches durchgemacht, mich aber schließlich doch daran gewöhnt und wenigstens etwas geschlafen, wenn ich auch am anderen Morgen dann nicht wenig verstochen war. Hier aber war es unmöglich, an Schlaf überhaupt nur zu denken. Die außergewöhnlich hohe Auflage von Flöhen, Läusen und Wanzen wurde mir sogar durch die Schlaflosigkeit unserer kurdischen Begleiter bestätigt. Sepp und ich probierten nun, das Ungeziefer durch Zigarettenqualm einzuräuchern, aber das war umsonst. Diese Biester hatten eine kolossale Lebenskraft und störten sich nicht daran. Den Höhepunkt aller Unverschämtheiten in dieser geruhsamen, glücklichen Nacht bildete ein Hahn, der es sich einfallen ließ, um zwei Uhr morgens mit seiner Henne auf einem Baumstumpf direkt vor der offenen Seite unseres Schlafraumes Platz zu nehmen und fürchterlich zu krähen. Augenblicke danach antwortete auch schon das ganze Dorf und sämtliche nahen und entfernten Verwandten dieses Hahnes.

Wer solche körperlichen uud seelischen Qualen noch nicht durchgemacht hat, kann sich nicht vorstellen, wie dies ist. Man könnte dabei wahnsinnig werden. Keine Minute Schlaf in der Nacht und dann einen großen, beschwerlichen Weg vor uns — das kann nett werden ...

Frühmorgens machten wir uns auf, nachdem noch ein kräftiges Mahl und etliche Tschais unseren erschlafften Körper aufgerüttelt hatten. Da beobachtete ich eine sehr hübsche kurdische Sitte. Schweigend ging unser Gastgeber vor uns her, seine „Dschebel" rauchend, bis er an der Grenze seines Dorfbereiches plötzlich stehen blieb, die Hand an Stirn und Herz legte, „Choad legal" (Gott mit euch) sagte und sich tief vor uns verneigte. Wir taten dasselbe. Dann ging er genau so ruhigen Schrittes wieder zurück in sein Dorf. Es war für ihn etwas Selbstverständliches, daß

er uns bis zur Grenze seines Bereiches seinen unbedingten Schutz angedeihen ließ. Einen Dank für seine Gastfreundschaft zu erhalten, ist er nicht gewohnt. Alles dieses geht hier auf Gegenseitigkeit, denn der Kurde ist außerordentlich gastfrei zu seinen Freunden. Aber wir waren ihm von seinem Herrn und König, Scheich Mahmud, gesandt, da war das eine besondere Ehre für ihn. Wie hatten die Augen all dieser Männer aufgeleuchtet, als wir ihnen am Abend das Bild des Königs, das er uns schenkte, zeigten, und mit welcher Liebe hatten sie dieses ans Herz gedrückt. Da taten wir den ersten Blick in die Verbundenheit zwischen Führer und Volk in Kurdistan.

Eng und enger wurde nun das Tal, rechts und links von uns ragten wuchtige Schneeberge in die Höhe, ebenso vor uns. Das Tal selbst war eine einzige öde Wildnis, steinig und spärlich von kahlem Gestrüpp bewachsen. Nur dann und wann sahen wir ein kleines, teils halbzerfallenes Dörflein liegen, deren paar Einwohner sich dürftig von ihren wenigen Schafen und Ziegen ernähren, die das bißchen Gras abweideten.

Einmal fuhr ich nicht schlecht zusammen, als ich in nächster Nähe eiligen Hufschlag vernahm. Ehe ich mich danach umsah, bog auch schon eine berittene Polizeistreife um die Ecke, die uns „arme Kurden" aber weiter nicht beachtete und grußlos vorbeigaloppierte. Im stillen hatte ich Sorge, daß man uns als „Europäer" suchen könne, da wir nicht nach Mosul gefahren waren. Immerhin, bekannt konnte dieses bereits sein. Aber, Gott Lob, ging diese erste Begegnung mit dem Auge des Gesetzes gut vorüber.

In diesem Tal waren mir schon mehrmals große, einige Meter hohe Steinhaufen aufgefallen. Als ich mich danach erkundigte, erzählte Omar, daß an den Stellen der Steinhaufen stets handeltreibende Juden überfallen, getötet und

ausgeraubt worden seien. Es sei bis auf den heutigen Tag noch Sitte, daß vorbeiziehende Kurden einen Stein aufheben und auf das Grab des Juden werfen — sie wollten ihm damit schneller zur „Seligkeit" verhelfen. Als er dies gesagt hatte, stieg er lachend von seinem Tier, hob den nächsten Stein auf und warf ihn auf den Haufen. Die anderen Kurden folgten seinem Beispiel.

Immer näher rückten die Berge heran. Omar teilt uns mit, daß nun etwa drei Stunden sehr schwierigen Rittes vor uns lägen. Entweder würden wir jetzt verhaftet oder wir kämen heil in die sichere Zone. Halblinks von uns lag eine Bergschlucht. Hinter jener solle sich die größte Polizeistation befinden, welche die Eingänge zu den kurdischen Bergen bewache. Durch diese aber könnten wir nicht durchkommen. Selbst wenn man uns für Kurden hielte, würden wir wahrscheinlich auf Waffen und anderes untersucht werden, wobei es dann sicherlich an unserer gebrochenen Sprache herauskäme, daß wir keine Kurden sind. Er wisse wohl einen anderen Weg, der aber nicht ungefährlich zu passieren sei. Dieser vor uns liegende steile Berg müsse von uns und unseren Tieren möglichst rasch überstiegen werden. Ein Weg sei zwar nicht vorhanden, aber er, Omar, könne uns schon sicher hinüberführen, wenn wir nur mutig und schwindelfrei seien. Schon waren wir auch dabei, unsern Eseln und Maultieren voran in die Höhe zu klimmen. Es ging unheimlich steil in die Höhe, aber wir mußten mitmachen, wollten wir das ersehnte Ziel erreichen. Wie froh waren wir, daß wenig Geröll auf dem Berg lag. Wir hatten harten, festen Fels unter den Füßen, auf den wir sicher auftreten konnten. Der Schweiß rann uns bald in Bächen vom Körper, denn das Tempo, welches wir anschlugen, war nicht mehr normal, aber mitgegangen — mitgefangen. Oft spähten die Kurden nach rückwärts, denn es wäre für uns sehr

schlimm ausgegangen, hätten uns Polizisten von unten beobachtet und uns entweder heruntergeholt oder gleich abgeschossen. Deckung zu nehmen war auf dem kahlen Fels unmöglich, im Gegenteil, wir hoben uns sogar sehr gut von dem Gestein ab.

Nach zweistündigem, wüstem Aufstieg, bei dem fast jeder Schritt uns einen Sturz in die steile Tiefe bescheren konnte, standen wir endlich oben und konnten hineinblicken in das Gebiet unserer Sehnsucht. Das verschlossene Bergland Kurdistans lag vor uns. Hier erst begann das eigentliche Kurdistan, das der europäischen Wissenschaft in vielen Gebieten noch völlig fremd ist und in dem schon mancher Forscher sein Leben zwangsweise aushauchen mußte. Der Blick auf die unzähligen hohen Bergmassive, die im Hintergrund durchweg Schnee trugen, war prachtvoll. Betrachtet man jedoch die uumittelbar vor uns liegende Landschaft, so sieht man nichts als kahle, unbewachsene, graue Felsen, die schroff ins Tal fallen. Wir waren glücklich, daß wir endlich vor diesen Polizeistreifen sicher waren. Das Ziel unseres Vorhabens war endlich erreicht. Jetzt konnten wir Land und Leute betrachten, wie es vielleicht noch keinem Fremden geglückt war. Wir hatten es geschafft und kamen als Freunde des mächtigen Kurdenkönigs in ein Land, in dem sonst nur geraubt und gemordet wird.

Der Abstieg von diesen schwindeligen Höhen war zwar alles andere als angenehm, aber es gelang uns besser, als es von oben den Auschein hatte. Ich hatte nicht geglaubt, daß uns dieses halsbrecherische Unternehmen so gut gelingen würde. Wir waren bald in dem einsamen, kleinen Tal heil angekommen. Zwischen schroff aufsteigenden Felsen lag es eingeklemmt. Hier wuchs ein kleiner Bestand wild zerfetzter Balamuteichen. Zahllose metergroße Findlinge, die verstreut herumlagen, erschwerten das Weiterkommen sehr,

aber die braven Tiere sind in dieser Hinsicht geradezu Künstler und tragen uns geduldig und geschickt vorwärts.

In der Ferne erscholl Hundegebell. Vor uns mußte ein Dorf liegen, das wir noch nicht sehen konnten. Richtig, da kam auch schon der Diener, den uns Scheich Latif vorausgeschickt hatte, entgegengeritten. Als er uns sah, verzog er seinen Mund zu einem breiten Grinsen und rief uns das bekannte „Alhamdullillah“ (Gott sei gedankt, daß es euch gelungen ist) entgegen. Er teilte uns mit, daß im nahen Dorf das Essen für uns schon bereit stehe, desgleichen frische Pferde zum Weiterritt. Auch „Schuach Maschid“ sei von unserem Kommen schon verständigt und erwarte brennend den seltenen Besuch.

In den Stunden der höchsten Gefahr und Anstrengung hatten wir an alles andere als an Essen gedacht, doch jetzt freuten wir uns darauf, denn der Hunger machte sich bemerkbar, war es doch inzwischen schon Spätnachmittag geworden. Wir sprachen dem guten Mahl, das uns das gastliche Kurdendorf bot, kräftig zu und verschlangen heißhungrig die gereichten Speisen. Dann aber drängte die Zeit, wollten wir noch vor Einbruch der Dunkelheit Haladin erreichen. Trotzdem die Pferde frisch und wir neugestärkt waren, ging es nur langsam vorwärts, denn oft wurde das Tal so eng, daß sich nur der durchbrausende, reißende Gebirgsbach durchzwängen konnte. Dann blieb uns nichts anderes übrig, als seitlich mühsam auf schmalsten Pfaden hochzuklettern und auf der anderen Seite ebenso steil wieder abzusteigen. Doch war dies recht kurzweilig. Ich bewunderte die Geschicklichkeit der Kurdenpferde. Ehe wir merkten, wie die Zeit dabei verstrichen war, standen wir schon dicht vor Haladin, dem Stammsitz Schuach Maschids. Das etwa dreißig Häuser zählende Dorf unterschied sich in nichts von anderen kurdischen Ansiedlungen,

obwohl Schuach Maschid, einer der bekanntesten und gefährlichsten Banditenführer Scheich Mahmuds, nicht weniger als dreißig- bis vierzigtausend Krieger befehligt.

Wir schlagen noch einen schneidigen Galopp an und halten mit einem Ruck vor dem Hause unseres neuen Gastgebers, der wieder mit den Dorfältesten und an die zwanzig Dienern auf dem Dach der „Herberge" stand, um uns gebührend zu empfangen. Ehe wir noch aus dem Sattel springen können, steht Schuach Maschid schon vor uns und begrüßt uns, wie es nicht anders zu erwarten war, sehr freundlich. „Eawarid basch!" (Der Abend eurer Ankunft sei glücklich) sagte er, und „Supas it akam" antworten wir und boten ihm das Salam.

In dieser Nacht hätten mich auch nicht die schlimmsten und hungrigsten Wanzen und Flöhe aus dem Schlaf wecken können, so unheimlich müde war ich von den Strapazen geworden. Alle Muskeln taten mir am nächsten Morgen noch weh. Es verging aber bald wieder, als ich mit Sepp ein wenig Gymnastik und Massage trieb. Unsere Begleiter schauten uns dabei mehr als verwundert zu, worauf wir ihnen den Arbeitsgang der Muskulatur erklärten, was sie aber noch weniger begriffen.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als wir auf das Dach stiegen, um das Frühstück einzunehmen. Heute hatten wir unsere europäische Kleidung angezogen, da die kurdische doch zu schlecht war, wenngleich sie uns ihre guten Dienste geleistet hatte.

Gerade als wir den kräftigen Morgenimbiß, bestehend aus Tschai, gebackenen Eiern, Brotfladen und Maas (Dickmilch), beendet hatten, sehen wir Schuach Maschid daherkommen, dem zwei bewaffnete Diener folgen. Er hat in der Dorfmoschee seine Gebete verrichtet, darin ließ sich der fromme Muselmann von niemanden stören und kam nun,

um sich uns zu widmen. Zunächst ließ er uns wunderschöne Kurdenkleidung in Graublau und Hellgrün bringen, dazu die ganze bunte Festtagsmontur. Als wir diese angezogen hatten, überreichte er uns zum Schluß das Gewehr, Munition und Patronengürtel, eine Pistole und das geschwungene kurdische Chantschar (Dolch), denn erst durch die Waffen wird der Mann geadelt.

Von Schuach Maschid behauptete man, wie auch von dem All-Beherrscher Scheich Mahmud, daß er unverletzbar sei, weil er es in vielen, vielen Schlachten und Kämpfen bewiesen habe.

Der hohe Kriegsherr führte uns nun zuerst mit dem ganzen Stab durch die Dorfgassen und erklärte uns die Besitzer der verschiedenen Häuser und Hütten. Hier wohnte der Waffenschmied Mustafa, dort der Sänger Ben Kas, hier drüben der Priester, ein alter, tanzender Derwisch und alle anderen Dorfgrößen.

Das Dorf Schuach Maschids hatte eine ganz entzückende Lage, eingekeilt zwischen drei hohen, wildzerklüfteten Felswänden, durch die vierte zwängte sich das brausende Bächlein und ließ kaum Platz für einen Weg. Auch hier wird etwas Getreide angebaut und im übrigen Schaf- und Ziegenzucht getrieben. Neu war mir eine mit Reben angebaute sonnige Halde. Von diesen Reben wird aber, wie man mich aufklärte, kein Wein gekeltert, sondern es werden getrocknete Weinbeeren hergestellt. Der Mohammedaner darf keinen Alkohol genießen.

Nun ließ ich mir einmal die Bauweise der kurdischen Lehmhäuser erklären. In einem Rechteck von etwa vier auf sechs Meter werden vier rohe Balken in die Erde gerammt, die mit darübergelegten Querbalken verbunden werden. Die Wände werden mit Steinen ausgefüllt, so wie sie gefunden werden, und mit haltbarer Lehmerde zusammen-

geklebt. Manche geben dem Ganzen durch Flechtwerk einen besseren Halt. Als Dach werden über die Balken zuerst dünne Stangen gelegt, darüber eine Querschicht Reisig und Laub, nochmals quer Reisig und darauf eine Schicht Erde, die angefeuchtet und festgestampft wird. Hat es dann einmal darauf geregnet, so wird die Erde nochmals gewalzt oder gestampft, damit das Dach wasserdicht wird. Eine Türöffnung sorgt für das nötige Licht, und das Haus ist fertig. Einen Fußboden gibt es nicht. Über die rohe Erde werden nur Teppiche gelegt. Wie leicht und billig könnte man von dem großen Reichtum an massigen Steinblöcken einen stabilen Bau errichten, aber dies wäre den braven Kurden viel zu umständlich.

Als wir durch die Gassen Haladins geführt werden, bemerke ich, daß sich alle Männer und Kinder blitzschnell erheben und tief verneigen, wenn wir nahen, und in dieser Haltung verharren, bis wir vorbei sind. Dabei war einmal ein alter, weißhaariger Kurde bei dem Anblick der „seltsamen Fremden" so verzückt, daß er das Aufstehen vergaß. Schuach Maschid erweckte ihn aus seiner Erstarrung mit seiner brüllenden Löwenstimme, so daß er hochschnellte, vor uns niederfiel und eine Entschuldigung stammelte.

Nachmittags wurde das ganze Dorf hinaus auf den Anger eingeladen. Es sollte ein kurdisches Fest gefeiert werden. Dort waren hohe, radartige Schaukeln aufgestellt, was ein ganz besonderes Vergnügen für sie bedeutete. (Wir fahren ja auch auf großen Jahrmärkten auf dem großen Rad und finden es herrlich!) Die armen Frauen mußten diesem Fest fernbleiben und zu Hause arbeiten. Die Kurden führten allerlei Kampfspiele vor, die sie sicher noch von ihren Urvätern übernommen hatten. Nach diesen Vorführungen schlug ich ihnen europäische Spiele vor. Sie haben sie begeistert aufgenommen. So bildeten wir z. B. einen

Kreis, in dessen Mitte ein Mann aufgestellt wurde, der einen ihm zugeworfenen Gegenstand — in diesem Falle ein ausgezogener Schuh in Ermangelung eines Balles — schnell fangen mußte und wieder irgendwem im Kreis zuwarf. Versäumte einer, den Ball aufzufangen, so mußte er in die Mitte. Bei uns ist das ein Kinderspiel. In Kurdistan wird es nun wohl im Lager Schuach Maschids ein besonders festliches Spiel werden. Wir haben viel mit den braven Leuten bei dem harmlosen Spiel gelacht, namentlich wenn ein alter, tollpatschiger Kerl daran kam.

So verging die Zeit rasch und lustig, und bald war es wieder Abend. Nach einem guten Schmaus saßen wir noch bei interessanten Gesprächen beisammen. Wir selbst freuten uns unbändig, soviel kurdisch gelernt zu haben, daß wir nicht nur den Erzählungen der anderen folgen, sondern auch schon selbst mitreden konnten, trotzdem der Sprachschatz noch unvollkommen und die Grammatik gewöhnlich falsch gebraucht wurde. Diese Abendstunden waren für unser Wissen unbezahlbar, hörten wir doch viel über vergangene Kriege und Überfälle, beobachteten die Sitten und lernten ziemlich viel vom kurdischen Leben kennen.

So saßen wir wieder einmal des Abends zusammen ums offene Feuer, tranken Unmengen von Tschai und rauchten die guten, langen Zigaretten. Wie schon so oft, sollte ich ihnen von meiner Heimat erzählen, denn die Kurden interessieren sich trotz ihrer Weltabgeschiedenheit für alles auf der Erde. So berichteten wir ihnen von dem großen Geschehen in Deutschland. Voller Begeisterung folgten sie jedem unserer Worte und staunten über das, was wir ihnen da alles sagten.

Es mochte etwa neun Uhr abends geworden sein. Über der schweigenden Bergwildnis stand ungeheuer groß die goldgelbe Scheibe des orientalischen Mondes. Ein glitzern-

der Sternhimmel breitete sich über die Landschaft aus. In der Ferne heulten Wölfe und Schakale, dazwischen schlug dann und wann ein Dorfköter an. Plötzlich wurden noch aus weiter Ferne eilige Hufschläge hörbar, und dann ertönte ein geradezu wildes Gebell sämtlicher Dorfhunde des Ortes, deren es nicht wenig waren. Ehe wir aus der Tür treten konnten, um zu schauen, was es draußen gab, hielt auch schon mit einem Ruck der herangaloppierende Reiter vor unserer Lehmhütte. Sekunden später war er aus dem Sattel und setzte sich mit kurdischer Ruhe und Gelassenheit zu uns ans Feuer.

Nachdem die langen Begrüßungsformalitäten mit aller Feierlichkeit getan waren, gab er seinen Auftrag in weitausschweifenden Worten bekannt: nämlich, daß ihn der Königssohn beauftragt habe, sich nach dem Befinden seiner Schützlinge, der beiden Alemani, zu erkundigen. Um diesen Auftrag seines Herrn auszuführen, mußte der Mann zwei Tage und zwei Nächte ununterbrochen im Galopp hierhersprengen.

Endlich begann er seinen eigentlichen Auftrag bekanntzugeben, der, kurz gesagt, folgendes enthielt:

„Effendi! Mein hoher Herr und Gebieter — Allah lasse ihn noch tausend Jahre leben — sendet euch Grüße und küßt euren Bart. Er hofft, daß ihr bei guter Gesundheit seid, und wünscht, daß ihr euch in seinem Reiche wohl fühlt. Weil er aber glaubt, daß ihr euch nach eurer herrlichen Heimat sehnen könntet, da ihr jetzt nichts mehr von dort hört, schickt er mich, damit ich euch Neues vom Lande der Deutschen berichte —“

Inzwischen holt der Mann mit Würde und Umständlichkeit eine zerknitterte kurdische Zeitung aus seinen Gewändern — er hatte sie vor seinem Abritt in der Stadt extra für uns kaufen müssen — und las vor, was darüber

über Deutschland geschrieben stand. Nicht gleich konnten wir verstehen, was er uns da vorlas, denn er konnte und konnte einen Namen nicht aussprechen und zerbrach sich bald seine Zunge daran. Doch urplötzlich kam ich darauf, sprang von meinem Hocksitz auf und ließ einen Freudenschrei los:

„Garmisch-Partenkirchen!"

Alles staunte mich gespannt an. Was hatte dieses schwierige Wort nur für eine Bedeutung?

Erst als ich mich von meinem Freudenschreck erholt hatte, gab ich ihrem Drängen nach und lüftete den Schleier über diesem mystischen Wort. Ich erzählte ihnen von dem Sport, der sich gerade jetzt in diesem herrlichen Tal abspielte — von den olympischen Winterspielen der 28 Nationen in Garmisch-Partenkirchen. Was die kurdische Zeitung enthielt und wofür der brave Bandit zwei Tage und zwei Nächte geritten war, waren einige deutsche Siege in Schnee und Eis — und zwar Christl Cranz und Marie Herber-Baier.

Viele Stunden saßen wir an diesem Abend noch beisammen; ich erzählte von diesem schönsten der Gebirgsorte, beschrieb ihnen die reizenden Häuser, sprach von den Tannenwäldern und dann von dem vielfältigen Wintersport, der dort in edlem Wettstreit betrieben wird.

Für uns ein herrlicher Genuß, diesen ein fremder Begriff. Brauche ich noch zu erwähnen, wie es uns warm und wärmer ums Herz wurde? Und diese innere Wärme übertrug sich auch auf meine wilden Gastgeber, denn sie waren so begeistert, daß sie schier endlos weiterhören wollten.

In dieser Nacht konnte ich keinen Schlaf mehr finden, so gewaltig hatte mich das Heimatgefühl gepackt, und im Halbschlaf träumte ich in den nahen Morgen hinein — von Garmisch-Partenkirchen und meiner deutschen Heimat.

Es folgten für uns nun einige Wochen herrlichsten Lebens.

Entweder saßen wir den lieben langen Tag beisammen, tags auf dem Dach, nachts in der Herberge, erzählten und ließen uns erzählen. Oder wir brachen schon zu früher Morgenstunde auf zum Jagen, gibt es doch in dem dünnbevölkerten Land eine Fülle von Wild, wie Hyänen, Schakale, Wölfe, Füchse, Wildschafe, Wildesel und in höheren Lagen des Gebirges auch noch zahlreiche große Bären, vereinzelt trifft man sogar anf Tiger und Leoparden. Vor allem beliebt ist die Jagd auf Wildvögel, besonders die „Kau", eine Wachtelart, die das feinste, zarteste und schmackhafteste Geflügelfleisch liefert. Zum Fang dieser beliebten, leckeren Vögel verwendet man Kauweibchen, die man in einem kleinen Käfig zu Hause gefangen hält. Wird nun dieser Käfig an irgendeiner passenden Stelle im Gelände aufgestellt, dann fängt das Weibchen an jämmerlich zu wehklagen und lockt damit viele andere Artgenossen an, so daß es dem versteckt lauernden Vogelsteller nicht schwer wird, in kurzer Zeit eine Menge abzuschießen.

Eine sehr beliebte Jagd gilt auch den Wildschweinen, die in großer Anzahl vertreten sind. Sie halten sich hauptsächlich in einsamen Tälern auf, die mit niederen, knorrigen Balamuteichen besetzt sind und ernähren sich von deren Früchten, oder aber sie fallen über die ohnedies wenigen und kärglich angebauten Getreidefelder her und vernichten alles. Wenn es auf Wildschweinjagd geht, zieht eine ganze Schar hinaus in ein einsames Tal. An die hundert Diener werden als Treiber angesetzt, die laut lärmend die Tiere aufscheuchen und den etwa vier bis sechs Jägern in das Schußfeld treiben. Das heißt, nur Sepp und mir galt das Wort Schußfeld, denn an das, was der Kurde macht, haben wir uns aus Sicherheitsgründen noch nicht gewöhnen kön-

nen. Sieht ein Kurde einen solchen Prachteber daherstürmen, saust er blitzgeschwind von seinem Pferd herunter und hat schon den funkelnden Chantschardolch in der Hand. Nun macht er das gehetzte Tier durch lautes Geschrei auf sich aufmerksam und steigert seine Wut, so daß es in vollem Tempo angreift. Wenn man dann glaubt, der Koloß ramme dem Jäger die Stoßzähne in den Leib, macht dieser jedoch eine blitzschnelle Wendung und stößt ihm mit tödlicher Sicherheit das Messer bis zum Griff ins Genick. Der kurdische Jäger sitzt augenblicklich wieder im Sattel, um das blutige Schauspiel zu genießen, wenn sich das Tier schmerzdurchzuckt wälzt und verendet. Auch kann er, falls das Tier nicht tödlich getroffen wurde, geschickter und schneller weiteren Angriffen ausweichen. Mir sagte die humane Art, vom Pferde aus dem Wild mit einem sicheren Schuß das Leben zu nehmen, besser zu.

Waren dann an so einem „Chansir" (Jagdtag) etwa zehn bis zwanzig Wildschweine erlegt, dann zog man sich befriedigt über das viele geflossene und gesehene Blut recht hungrig nach Hause zurück. Die Schweine lassen sie liegen, denn der Islam verbietet seinen Gläubigen das Schweinefleisch. Wir beiden Christen dagegen machten es anders, die schönsten und saftigsten Teile schnitten wir uns heraus, brieten sie zu Hause am Spieß und sprachen dem Leckerbissen tüchtig zu.

Obwohl Schuach Maschid uns jeden Wunsch erfüllte, suchten aber unsere kurdischen Freunde stets nach einem Ausweg, wenn wir vorschlugen, auf Bärenjagd zu gehen. Sie behaupteten, es sei jetzt nicht die richtige Jagdzeit auf Bären, doch später erfuhren wir gerade das Gegenteil. Offenbar wollten sie uns nicht in diese heillose Gefahr bringen, weil sie ja dem König, der ihnen den Auftrag gegeben hatte, uns so zu behüten, wie der Lak-lak (Storch)

seine Jungen, für unser Leben und Wohlergehen hafteten. Bei den Kurden ist die Jagd auf Bären sehr gefährlich, denn es ist nun einmal traditionell, die Bären, die sehr groß sind, im Zweikampf zu erlegen. Schon der Aufstieg auf die weglosen, zerklüfteten Berge ist nicht ungefährlich. Ist man nun dem gesuchten Tier auf die Spur geraten, dann wird es solange geneckt, gefoppt, gereizt, bis es angreift. Hat man dieses erreicht, dann läuft der Jäger zunächst davon, macht plötzlich kehrt und muß dann mit unbedingter Treffsicherheit dem verfolgenden Bären das Messer an der richtigen Stelle einstoßen. Es seien bei dieser Jagd schon viele, viele Jäger getötet worden. Aber einen Mann hier in der Nähe gäbe es, der im Verlauf seines Lebens damit den Rekord aufgestellt habe, denn er erlegte in solchem Zweikampf nicht weniger als siebenundvierzig Bären. Einem solchen Jagdglück folgt dann nach guter kurdischer Sitte eine ungeheure Fresserei, die erst endet, wenn alles verzehrt ist.

Eine merkwürdige Geschichte wurde uns im Zusammenhang mit diesen Bärenjagden noch erzählt. Wohl mag vieles hinzugedichtet sein, aber ein Teil kann wahr sein. Vor etwa zwei Jahren sollen sich weiter im Innern ständig zwei Bären gezeigt haben — ein Bär und eine Bärin. Diese hatten viele Leute überfallen und getötet. Das Eigenartige dabei sei gewesen, daß der Bär niemals Frauen, die Bärin dagegen niemals Männer angegriffen habe. Es wird sogar noch behauptet, dieses Paar habe jeweils dem anderen Menschengeschlecht zu schmeicheln versucht. Weil man nun geglaubt habe, in diesem Paar stecke irgend ein verzauberter König, Prinz oder eine Prinzessin, habe man es nie gewagt, die Tiere zu töten, bis sie eines Tages von selbst verschwunden waren. — So eigenartig diese Geschichte der schmeichelnden Bären klingt, so kann doch etwas

Wahres daran sein, da es sich dabei um reine Naturgesetze handelt, die besonders bei Hund und Pferd sehr stark zum Ausdruck kommen.

Abendländer mutet es beim Besuch des Orients immer recht eigenartig an, wenn sie sehen, mit welcher unheimlichen Macht die Leute von der mohammedanischen Religion, dem Islam, gefesselt werden. Hat man aber einmal einen tieferen Einblick in die Verhältnisse des Landes gewonnen, dann versteht man, daß nur eine strenge Religion den an und für sich phlegmatischen Menschen Halt und Rückgrat gibt. In großen Städten kann die pünktliche Einhaltung der Vorschriften weniger kontrolliert werden, um so strenger aber ist es in kleineren Dörfern. Insbesondere kam mir dies in Kurdistan zum Bewußtsein. Es wurde uns erzählt, daß jeder Mann und jede Frau täglich die vorgeschriebenen fünf Gebete zu verrichten, ebenso am Freitag, dem islamischen Feiertag, in der Moschee zu erscheinen hat. Vor jeder religiösen Handlung sind die üblichen Waschungen vorzunehmen, desgleichen müssen vor und nach jeder Mahlzeit die Hände gewaschen werden. Letzteres ist allerdings ein gesundes und appetitliches Übel. Kommt es einmal vor, daß jemand die Vorschriften des Koran nicht befolgt, wird er, ohne Ansehen der Person, getötet. Kinder haben mit Vollendung des sechsten Lebensjahres mit den Gebeten zu beginnen. Weigert sich ein Kind, diese Pflicht zu erfüllen, wird es zuerst von den Eltern, ist dies erfolglos, dann vom Priester ermahnt. Sind aber auch dessen Bemühungen fruchtlos, so muß es unweigerlich sterben. Nichts geht hier über die Religion, und es gibt keine höhere Macht als Allah, der seinen Willen durch den Propheten Mohammed kundgegeben hat. Der Hauptspruch der Mohammedaner heißt daher auch: „Allah ill allah mohammed rasud allah." (Allah ist Allah und Mohammed sein Wille.)

Einmal führte ich mit gebildeten Kurden ein interessantes Gespräch über Religion. Da wurde mir erzählt, daß die unmittelbare Vorgängerin des Islam in Kurdistan die uralte, persische Lehre des Zoroaster war. Durch langsam beginnende Kleinarbeit möchten jetzt nationalbewußte Männer ihre kurdische Heimat von dem religiösen Joch des Hedschas, dem Islam, befreien und zur alten Lehre der Urväter zurückführen. Soweit ich aber die Leute durch meinen Besuch im Inneren beurteilen kann, wird dies, wenn nicht gerade zum Scheitern verurteilt, so doch ein sehr gefährliches Unterfangen sein und lange dauern, da es sich fast ausschließlich um Fanatiker des Islam handelt. Dasselbe wäre es, wollte man die christliche Religion einführen, die bei ihrem Vorstoß viel Blutgeld zahlen müßte. Die geheimnisvollste und unerforschteste Sekte in Kurdistan sind die Teufelsanbeter, die in manchen Gegenden verbissen diesem seltsamen Glauben huldigen. Man hat über diese merkwürdigen Menschen schon viel debattiert, aber es ist ihnen noch niemand so richtig auf den Grund gekommen. Wird mein Wunsch nach einer neuen Kurdistanreise erfüllt, dann soll das noch ein dankbares Arbeitsfeld werden ...

Im engen Zusammenhang mit der mohammedanischen Religion steht die Frauenfrage. Diese armen Geschöpfe sind im Orient, wenigstens im weniger zivilisierten, nur Arbeitstiere. Oft habe ich mir während meines langen Aufenthalts in Kurdistan die Frage vorgelegt, ob ich nach meiner Rückkehr in die westlichen Kulturländer das andere Geschlecht wohl jemals wieder dem Manne einigermaßen gleichstellen kann. Wie in allen islamischen Ländern, kann auch hier der gewöhnliche Mann vier Frauen heiraten — höher gestellte Leute entsprechend mehr. Ich habe einen Kurdenfürsten kennen gelernt, der sich nicht weniger als fünfundzwanzig

Frauen hielt. Es gehört zur größten Schmach, wenn ein Mann sich keine Frau leisten kann, deshalb kommt es nicht selten vor, daß einer fast alles, was er besitzt an Herden, Grundstücken usw. verkauft, um sich nur eine Frau oder eine Frau mehr anzuschaffen. Nach europäischen Begriffen sind es ja noch Kinder, die da gekauft werden, denn die Mädchen im Orient sind mit zwölf bis dreizehn Jahren reif und in voller Blüte, werden also gerade in diesem Alter mit Vorliebe gekauft. Oft wird auch mit Töchtern oder Schwestern ein regelrechter Tauschhandel getrieben. Eine Frau zu kaufen kostet gewöhnlich eine ganze Menge Pferde, Schafe und Ziegen.

Einen derartigen Frauenkauf erlebte ich mit unserem Gastgeber Schuach Maschid. Wir befanden uns auf Jagd und kamen dabei durch ein kleines Dorf. Nun sah Schuach Maschid in unserer Nähe ein kleines Mädel von zwölf Jahren vorübergehen, das ihm besonders gut gefiel. Sofort wurde abgesessen, Lager aufgeschlagen, und ein Diener eilte, den Vater des Kindes herbeizuholen, um mit ihm über den Kaufpreis zu verhandeln. Als der Mann kam, war er ganz besonders glücklich darüber, daß seine Tochter dem großen Banditenführer Schuach Maschid so gut gefiel, daß er sie kaufen wollte. In seiner Ehrerbietigkeit bot er sie zum Geschenk an. Dazu aber ist der Kurde zu stolz, und besonders Schuach Maschid lehnte dies energisch ab. Er zahlte dem Vater fünfzig bare Pfund (etwa 600 Mark) in die Hand, was jenen natürlich sichtlich noch froher stimmte. Die neue Frau wurde unter Begleitung eines zuverlässigen Dieners sofort nach Haladin in den Harem zu den bereits vorhandenen sechs Frauen gebracht. Während die Männer außer Jagen, Reiten, Kriegführen so gut wie nichts tun, haben die Frauen zu kochen, backen, müssen waschen und flicken, das notwendige Getreide anbauen,

die Weinberge versorgen, kurz eben alles, was es an Arbeit gibt, tun.

Selbstverständlich darf sich eine Frau niemals einem anderen Mann zeigen. Die Verschleierung, wie sie in Bagdad und anderen orientalischen Ländern durchgeführt wird, fällt hier in den kleinen Ortschaften ganz weg. Begegnet aber ein Mann einer Frau, so wird diese immer das Gesicht abkehren. Grundsatz ist: die Frau gehört ihrem Mann, und kein anderer hat an ihr etwas zu suchen. Es ist unglaublich, wie eifersüchtig ein Orientale auf seine Frau werden kann, während er ihr vielleicht täglich mehr Schläge als gute Worte verabreicht. Die Frau kennt es nicht anders und erträgt das mit der Unterwürfigkeit eines Hundes. Stirbt der Mann, so kann die Frau, sofern sie keine Kinder hat, von einem anderen Mann geheiratet werden, hat sie aber Kinder, so wird sie nie mehr heiraten, sondern nur für ihre Kinder arbeiten, um sie zu ernähren. Der Mann kann seine Frau jederzeit davonjagen, doch ist sie verpflichtet, wenn er sie innerhalb drei Monaten zurückruft, wieder zu kommen; nach dieser Zeit spricht sie die Religion frei und ledig. Ganz ausgeschlossen ist es dagegen, daß ein Mann seine Frau an einen anderen abtreten würde, das verbietet die Kurdenehre! Ein solches Ansinnen, und käme es vom besten Freund, würde ein schreckliches Ende nehmen. Nicht nur der Mann, der sich solches erlaubt, sondern auch die Frau, nach der er trachtet, würde auf schnellstem Wege beseitigt werden.

Etwas besonders Romantisches begegnete mir hier noch in der grausigen Sitte der Blutrache.

Als wir einmal geruhsam auf dem Dach beisammen saßen, kam plötzlich in fliegendem Tempo ein jüngerer Kurde durch die Gassen gerannt. Er war in Schweiß gebadet. Nach wenigen Augenblicken stand er vor uns, fiel vor

Schuach Maschid nieder und küßte die Erde vor ihm. Schuach Maschid bot ihm Platz an, ließ ihm Tschai bringen und fragte nach seinem Begehr. Mit flehenden, flackernden Augen bat er Schuach Maschid, ihm zu helfen und ihn zu schützen.

„Während du hier in Haladin bist", erwiderte der Banditenführer, „soll dir kein Haar gekrümmt werden, dein Leben schütze ich mit meiner eigenen Hand!"

Und nun erzählte der Kurde, der aussah wie ein fast zu Tode gehetztes Wild, er sei mit einem Nachbarn, der ihm viel Geld schulde, in einen Wortstreit geraten, und schließlich hätten sie sich beide verprügelt. Das Schicksal — Allah ist mein Zeuge — habe dann gewollt, daß er seinen Schuldner so unglücklich auf den Kopf getroffen habe, daß jener tot zusammengebrochen sei. Seither sei er nicht weniger als neun Tage auf der Flucht vor dem Bruder des Getöteten, der an ihm Blutrache nehmen wolle.

Noch nicht lange war der Flüchtling bei uns angekommen, als auch schon der Verfolger eintraf. Sein guter Spürhund hatte die Fährte des Fliehenden aufgenommen und bis hieher verfolgt. Daß er jedoch hier in Haladin seinem Feind nichts anhaben durfte, war ihm bekannt gemacht worden. Nun war ich sehr gespannt, wie sich die Sache weiter entwickeln würde. Im Laufe der nächsten Stunden trafen auch die Verwandten der beiden Feinde ein, die sich mit grimmigen Blicken gegenübersaßen. Wie es nicht anders zu erwarten war, folgten nun die üblichen Verhandlungen, denen der Banditenführer stillschweigend zuhörte.

Der Bluträcher forderte als Blutgeld die ungeheure Summe von achtzig Pfund, nach deren Bezahlung der Totschlag als erledigt gelten sollte. Da jedoch der arme Kerl diese Summe nicht aufbringen konnte, war er sich darüber im klaren, daß er wohl die längste Zeit gelebt haben werde,

sollten die Verhandlungen ergebnislos verlaufen. Daher bot er das an, was er aufzubringen vermochte — nämlich fünfzehn Pfund. Die Antwort hierauf war ein höhnisches Lachen. Auch die dazu angebotenen Grundstücke wurden abgelehnt.

Schuach Maschid blickte immer noch wortlos auf die Streitenden.

Wie sich im Laufe der Verhandlungen herausstellte, besaß der Verfolgte eine überaus schöne Schwester, die der Bluträcher schon einmal von ihm kaufen wollte, aber nicht bekam, weil er als ein besonders roher und grausamer Mensch bekannt war. Vorsichtig tastete er sich nun wieder in dieser Richtung vor, aber mit einem feurigen Blick und einem leidenschaftlichen „Nein!" brach der schöne, junge Kurde sofort diese Spitze ab. Komme was wolle, aber lieber wollte er selbst sterben, als seine schöne junge Schwester diesem Rohling als Blutpreis geben. — Ich beobachtete Schuach Maschid, der den letzten Verhandlungen mit besonderem Interesse folgte. Mir imponierte der junge Mensch, der so warm für das Los seiner Schwester eintrat.

Wenn es sich um eine Frauenfrage handelt, kann man den faulsten Orientalen auf die Beine bringen. Das wußte der Banditenführer wohl. Er entließ deshalb die feindlichen Sippen und ließ jeder für sich ein Haus zum Bewohnen anweisen. Er selbst bürgte für den Verfolgten, daß er nicht entfliehen werde.

Da es inzwischen schon Abend geworden war, zogen sich alle in ihre angewiesenen Behausungen zurück. Nur dem jungen „Rasim" — so hieß der Verfolgte — wurde mit strengen Worten das Dableiben befohlen. Nachdem alle fort waren, setzte Schuach Maschid eine freundliche, vertrauenerweckendere Miene auf und flüsterte mit Rasim. Wir verstanden nichts davon. Aber zusehends hellte sich das

Gesicht des Banditenführers auf, und zum Schluß klopfte er sogar dem anderen wohlwollend auf die Schulter. — Dieses Benehmen konnte sich sogar Omar nicht erklären. Nachdem Rasim sich auch zurückgezogen hatte, befragte er seinen guten Freund Schuach Maschid über sein merkwürdiges Verhalten einem Mörder gegenüber.

Nun bat uns der Banditenführer, noch einmal Platz zu nehmen, bot uns Zigaretten an und verkündete uns seinen soeben ausgedachten Plan.

Sein „Kollege", der zweite Banditenführer, Scheich Mohammed, sei bekanntlich ein großer Liebhaber schöner, junger Frauen. Rasim, der ja selbst sehr hübsch von Gestalt und Aussehen sei, habe ihm erzählt, daß er seine Schwester wegen ihrer überragenden Schönheit schon oft hätte verkaufen können. Er aber habe sie, die jetzt Vierzehnjährige, noch keinem Freier geben wollen. Seine Eltern seien schon lange tot, und er habe zur Hilfe bei der Arbeit nur sie. Dieses edle geschwisterliche Zusammenhalten sei für ihn, Schuach Maschid, etwas ganz Neues und es gefalle ihm außerordentlich. Deshalb wolle er sich das Mädchen einmal ansehen, und wenn die Worte Rasims stimmten, Scheich Mohammed, seinen guten Freund, darauf aufmerksam machen. Damit könnte er vielleicht Rasim, der ihm gefalle, aus der Not helfen. Noch heute Nacht werde er abreiten. Außer einem Verwandten Rasims wolle er nur Sepp, Omar und mich mitnehmen. Scheich Mohammed sei übrigens nicht allzu fern auf Jagd und hätte die Absicht, ihn sowieso in einigen Wochen zu besuchen. Doch solange wolle er die Sache nicht hinausschieben.

„Bravo!" sagte ich zu Sepp, „das wird eine feine Sache."

Einem Vertrauensmann übergab Schuach Maschid die Befehlsgewalt bis zu seiner Rückkehr in etwa vier bis fünf Tagen. Die Blutracheparteien hätten bis dahin

hier zu bleiben. Kein Mensch dürfe das Dorf verlassen. — Bald waren die Pferde gesattelt und mit dem Nötigsten bepackt. In voller Kriegsausrüstung ritten wir nun heimlich von dannen. Die Nacht war sternenklar und die abnehmende Mondsichel spendete noch soviel Licht, daß wir gut vorwärts kamen. Auch waren die an dieses Gelände gewohnten Pferde sehr verläßlich, und die Kurden selbst kannten jeden Pfad in der näheren und weiteren Umgebung mehr als gut. Um vor Überfällen sicher zu sein — denn niemand im Kurdenreich hätte geglaubt, daß sich Schuach Maschid selbst bei dieser heimlichen, schwarzen Schar befand —, begleiteten uns drei der unfehlbaren kurdischen Jagdhunde, die übrigens sehr viel Ähnlichkeit mit den persischen Windhunden haben. Diese würden alles Verdächtige aufspüren und sofort stellen. Die Hunde durchstreiften um uns herum die ganze Gegend, und oft sahen wir sie lange nicht, bis sich plötzlich der eine oder andere schwanzwedelnd wieder zeigte. Es hätte auch nur ein leiser Pfiff ihres Herrn genügt, um sie in kürzester Zeit wieder zurückzubringen. Die Tiere waren gewohnt, jeden Befehl prompt und sicher auszuführen.

Fast die ganze Nacht hindurch waren wir ohne Aufenthalt und ohne irgendeinen Zwischenfall geritten, als plötzlich angehalten wurde. Erst jetzt konnte ich in noch ziemlicher Entfernung die schwachen Umrisse einiger Lehmhütten entdecken. Noch war alles totenstill. Da wir gegen die Windrichtung ritten, hatten uns die Hunde des Dorfes scheinbar auch noch nicht gewittert, die sonst, wie überall hier in Kurdistan, die ganze Einwohnerschaft mit lärmendem Gekläff geweckt hätten.

Während nun Schuach Maschid den Verwandten Rasims vorschickte, suchten wir hinter einer geschützten Anhöhe Deckung und warteten, was kommen würde.

Der Abgesandte schlich sich wie eine Wildkatze an das Dorf und die bescheidene Lehmhütte Rasims heran, in der seit dem Unglücksfall die schöne Schwester allein hauste. Bevor noch der vor der Hütte im Freien wachende Hund anschlagen konnte, hatte er ihn leise beim Namen gerufen, worauf das brave Tier ihn freudig anspringen wollte, was aber jener abwehrte. Leise schob er den ihm wohlbekannten Riegel zur Seite und ließ den Hund durch den Türspalt schlüpfen. Instinktmäßig weckte dieser das Mädchen aus ihrem unruhigen, von wahrscheinlich wilden Träumen geplagten Schlaf. Der Hund lief mehrmals zur Tür und zurück zum Lager seiner Herrin, bis sich das Mädchen erhob und hinausspähte.

Als sie aber die dunkle Gestalt eines Mannes vor sich stehen sah, wäre sie vor Schreck beinahe umgesunken, hätte er ihr nicht sofort seinen Namen zugeflüstert. Dann betrat er eiligst das Innere der Hütte.

Das Mädchen zitterte am ganzen Körper, wußte es doch nicht, was dieser seltsame Besuch zu bedeuten hatte, ob er den Tod ihres geliebten Bruders oder dessen Rettung verkünden werde.

Aber der Verwandte des Mädchens hatte es eilig und erklärte ihr, was vorgefallen sei und was sie zu tun habe, denn nur an ihr allein hänge das Leben ihres Bruders. „Ich tue alles, wenn nur Rasim lebt“, rief sie leidenschaftlich aus. — „Nimm einen leeren Wasserkrug mit und folge mir heimlich an die Stelle, wo der hohe Herr dich erwartet. Schuach Maschid selbst will dich sehen und sich von deiner Schönheit überzeugen. Obwohl dies ganz wider die Sitte des Landes geht, mußt du mir doch folgen — es geht um das Leben Rasims!“ — „Ich folge!“ antwortete sie schnell. — „Wir werden dann gleich zu Scheich Mohammed weiterreiten und du gehst zur Quelle und schöpfst

Wasser — so wird kein Mensch im Ort etwas von der Zusammenkunft merken. — Aber schweige bis übers Grab!“

Über eine Viertelstunde warteten wir schon und horchten gespannt, ob sich jemand nähere oder etwas Unvorhergesehenes ereignen würde, was ein rasches Eingreifen unsererseits notwendig machen könnte.

Endlich sahen wir, wie sich zwei dunkle Flecke auf uns zu bewegten. Ein strenger Befehl ihres Herrn hielt die Jagdhunde zurück, die sich gerade auf die Ankommenden stürzen wollten. Auch wir traten etwas mehr zur Seite und stießen nun mit der jungen Schwester Rasims und dessen Verwandten zusammen. Nachdem wir uns im Halbkreis aufgestellt hatten, erklärte Schuach Maschid dem halbverschleierten Mädchen nochmals rasch, um was es sich handle und befahl ihr dann, den Schleier abzunehmen.

Vor uns stand im Schein des erwachenden Morgens ein Wesen, dessen schlanker, ebenmäßiger Wuchs einer herrlichen Lilie und dessen Gesicht einer taufrischen Rosenknospe glich.

Augenblicke lang starrte alles verwundert auf das schöne Geschöpf. Ist es möglich, dachte ich bei mir, daß es bei dem fast unerforschtesten, primitivsten Naturvolk etwas Derartiges gibt?! —

In Schuach Maschid schienen zwei Gewalten miteinander zu kämpfen. Sollte er dieses herrliche Kind nicht für sich selbst behalten? Sollte er es seinem Freund Mohammed geben? Dann preßte er ein kurzes, barsches „Gehe!“ zwischen den Zähnen hervor, und nach wenigen Augenblicken ritten wir in ganz entgegengesetzter Richtung des Dorfes gen Osten davon.

Nach einem anscheinend recht harten Kampf mit sich selbst hatte sich unser Banditenführer doch besiegt und blieb dem ursprünglichen Vorsatz treu. Er wollte doch Scheich

Mohammed, seinen guten Freund, mit dem herrlichen Mädchen erfreuen. Nach einem langen, wortlosen, beklemmend scharfen Ritt wurde auf einmal wieder eine kleine Unterhaltung laut, die sich allmählich zu einer ausgelassenen Heiterkeit aller steigerte. Mehrmals im Laufe dieses Tages saßen wir auf freier Strecke ab und verzehrten unser mitgeführtes Essen. Dann kehrten wir da und dort in einem einsam gelegenen Dorf ein, wo auch die armen Tiere sich etwas ausruhen und sättigen durften. Überall hatten wir an diesem Nachmittag Erkundigungen eingezogen, ob Jäger in der Nähe gesehen oder gehört worden seien. Aber immer erhielten wir eine verneinende Antwort.

Erst am Abend, als uns ein alter Kurde über den Weg lief, wurden wir mit neuer Hoffnung beseelt. Auf unser Befragen deutete er gen Nordosten und erzählte, daß er erst kurz vorher noch viel Schießen in dieser Richtung gehört habe. Diese gute Auskunft belebte uns wieder von neuem, und rasch hatten wir eine Höhe erklommen, deren Kamm, trotz des scheidenden Tages, noch eine gute Fernsicht bot. Aber in dieser kahlen Felswildnis, die uns rundherum anstarrte, konnten wir nichts erspähen. Da heulte plötzlich einer der Hunde Schuach Maschids, die eifrig die Gegend durchstreiften, auf. Scheinbar hatte er die Spur eines Menschen gefunden, die er in rasendem Lauf verfolgte. Unermüdlich stürmten wir hinterdrein. Nach ungefähr einer halben Stunde sahen wir weit unter uns ein Dorf liegen, dem der Hund zueilte. Vorsichtshalber holten wir ihn zurück. In der einbrechenden Dunkelheit war der Abstieg nicht ungefährlich. Aber als wir unten angekommen waren, sprengten wir in einem unbändigen Tempo in das Dorf, das noch zum Bereich Schuach Maschids gehörte und hielten mit einem Ruck in der Mitte der Ortschaft an. Kaum hatte einer der heraneilenden, bewaffneten Kurden

ihren Kriegsherrn erkannt und dessen Namen ausgesprochen, da ging es wie ein Lauffeuer durch die plötzlich belebten Gassen nnd erreichte unterwegs Scheich Mohammed. Die Aufreguug im Ort hatte ihn veranlaßt, sein behagliches Abendessen zu unterbrechen und ins Freie zu treten.

Kaum hatten sich die beiden Banditenführer gesehen, als sie sichtlich erfreut sich um den Hals fielen und herzlich küßten.

Nun folgte noch ein fröhlicher Abend bei guter Kost, denn Scheich Mohammed, ein begeisterter Jäger, hatte heute viel erlegt. Er war schon auf dem Wege, einen früheren Besuch Schuach Maschids zu erwideru, wollte aber die Strecke langsam zurücklegen und unterwegs ausgiebig seiner Jagdlust huldigen.

Während wir uns mit den Dorfbewohnern, lauter „zackigen" Kerlen, zusammensetzten und mancher Geistergeschichte, die in letzter Zeit passiert sein sollte, lauschten, staunten diese nicht wenig über uns zwei weitgereiste Männer. Unsere „hohen Herrn" aber hatten sich inzwischen ganz abseits gesetzt und besprachen wohl die Angelegenheit, um derentwillen wir hierher geritten waren. Sepp und ich wollten sie in ihrer unendlich langen Unterredung nicht stören, sondern zogen uns gegen Mitternacht mit dem Dorfpriester zurück, in dessen Haus wir eine sehr angenehme Nacht verbrachten! Unsere große Müdigkeit ließ uns in einen tiefen Schlaf fallen, aus dem uns nicht einmal Tausende von „Mitbewohnern" des Lagers erwecken konnten.

Schon früh am Morgeu wurden wir zu unserer nicht geringen Enttäuschung wieder aus dem Schlaf gerüttelt. Noch ein saftiges Frühstück, dann saßen wir mitsamt Scheich Mohammed und seinen Dienern wieder im Sattel, allerdings auf frischen, ausgeruhten Pferden und Maul-

eseln. Auf dem kürzesten Weg gelangten wir schon um die Mittagszeit in das Dorf, worin das kleine, wunderschöne Schwesterchen Rasims, des armen, verfolgten Kerls, wohnte. Heute konnten wir uns erlauben, mit allen Würden durch das Dorf zu reiten und außerhalb des Ortes das Lager aufzuschlagen. Alle Männer des Dörfchens kamen schüchtern herbei, fielen vor dem mächtigen Schuach Maschid nieder und küßten die Erde. Dieser aber lud sie ein, an dem mitgebrachten, für sie unerschwinglichen, reichhaltigen Mahl teilzunehmen. Unser Begleiter, der aus diesem Dorf stammte, mußte inzwischen ausspionieren, ob irgendeiner der Männer etwas von Rasim oder seinen Verfolgern wisse. Doch hieß es, beide Sippen seien seit zwei bis drei Tagen wie von dem Erdboden verschwunden. Ich mußte heimlich lachen, denn die ganzen Herrschaften saßen ja gefangen in Haladin.

Ehe nun Schuach Maschid, Omar und wir zwei nach Haladin aufbrachen, verkündete der Banditenführer den Männern des Dorfes, daß er, der Gebieter über Leben und Tod seiner Untergebenen, hiermit die Schwester Rasims seinem „Freund und Bruder" Scheich Mohammed zur rechtsmäßigen Ehefrau gebe. Das Brautgeld werde Rasim bezahlt, sobald er aufgefunden worden sei.

Ohne Widerrede fügten sich die Männer dem Befehl ihres hohen Gebieters.

Dann ritten wir schnellstens davon. Der ortskundige Neffe Rasims folgte später mit der neuvermählten Frau und Scheich Mohammed, der das Mädchen noch gar nicht gesehen hatte.

Selten waren wir einmal so forsch in ein Dorf eingeritten, wie diese Nacht nach Haladin. Es machte den Eindruck, als wollten wir dasselbe im Sturm nehmen. Der stellvertretende Befehlshaber meldete sich sofort zur Stelle und gab bekannt, daß nichts vorgefallen sei. Alle seien

strengstens bewacht worden, so daß niemand die Dorfgrenzen habe verlassen können. Nur die Sippe des Bluträchers und besonders dieser selbst hätten ihre Ungeduld geäußert und auch unpassende Ausdrücke fallen lassen. Darüber aber hätte er, der hohe Herr, selbst zu richten.

Schuach Maschid war aber so guter Laune, daß er das Letztere ganz zu überhören schien.

Am andern Mittag wurde eine neue Verhandlung einberufen, und die beiden Parteien setzten sich einander gegenüber und machten die grimmigsten Mienen. Kein Mensch, außer den unmittelbar Beteiligten hatte eine Ahnung von den Abenteuern, die wir in den letzten Tagen und Stunden erlebt hatten. Auch Rasim blickte ganz ängstlich auf die scheinbar gleichgültige Miene Schuach Maschids, der oben zwischen den beiden feindlichen Parteien saß. Rechts von ihm wurde mir der Platz angewiesen und linker Hand Sepp. Noch gab er nicht den Befehl zum Beginn der Verhandlungen, bis wir die erwarteten Hufschläge vernahmen. Niemand wagte jedoch sich zu erheben.

Kurz darauf erschien Scheich Mohammed allein, nur von zwei Leibdienern gefolgt, auf dem Dach. Sein gesamter Anhang war in dem für ihn bereitgestellten Haus untergebracht worden. Alles erhob sich zur Begrüßung des fremden, hohen Gastes, dem Sepp Platz neben Schuach Maschid machte. Und jetzt erst begann eine recht hitzige Verhandlung, die mehrere Stunden dauerte. Nochmals gab sich Rasim alle Mühe, seinen Gegner mit Geld und Gut zu befriedigen, doch hatte jener scheinbar eine besondere Freude daran, den Armen zu quälen, wußte er doch ganz genau, daß Rasim viel zu arm war, um ihm das Geforderte zu bezahlen. Von den ursprünglich verlangten achtzig Pfund ließ er auch nicht einen Deut nach.

Plötzlich stand Scheich Mohammed auf und sagte lang-

sam und würdevoll mit seiner donnernden Löwenstimme: „Ich habe heute eine Frau gekauft, deren Bruder vor den Bluträchern auf der Flucht ist. Es ist deine Schwester, Rasim! Hier hast du hundert Dinar!" —

Auf beiden Seiten herrschte allgemeine Bestürzung. Rasim wußte nicht, wie ihm geschah; schneller aber hatte es sein Gegner erfaßt, der wütend Blicke zu verbergen suchte und die Zähne zusammenknirschte.

Als sich Rasim endlich von seinem Freudenschreck erholt hatte, fiel er in endlose Danksagungen, dem neuen Schwager dabei immer wieder die Hand küssend. Da dieser ein Freund des großen Schuach Maschid war, mußte es ja seine geliebte Schwester einmal gut haben.

Dann ließ er die achtzig Pfund durch den Banditenführer vor der ganzen Versammlung als Blutgeld für den Getöteten an den Bluträcher zahlen. Dieser nahm das Geld an und somit war die Blutrache abgeschlossen und beendet. Der glückliche Rasim aber war wieder frei.

Wie sehr sich Rasim über sein und seiner Schwester erlebtes Glück freute, kann man sich denken, doch dies steigerte sich noch, als ihm Scheich Mohammed seinen Namen bekanntgab und nochmals fünfzig Pfund in die Hand drückte. Als höchsten Trumpf aber spielte er aus, daß er im Einverständnis mit Schuach Maschid Rasim zu seinem Leibdiener ernannte, so daß er ständig in nächster Nähe seiner Schwester bleiben konnte. Der arme Kerl war so glücklich, daß er nur noch stottern konnte. Dann bat er seinen neuen Herrn, um zwei Tage Urlaub, die ihm gern gewährt wurden.

Wenige Tage nach seiner pünktlichen und glücklichen Rückkehr, bei der man aber verschiedene Wunden an Gesicht und Händen bemerkte, die nach seiner Erzählung vom Sturz vom Pferde herrührten, erzählten Kurden, die aus dem tieferen Inneren kamen, sie hätten ziemlich weit entfernt von

hier einen Toten liegen gesehen, der aber von Aaswild fast aufgefressen und dadurch ganz unkenntlich geworden sei.

Es wurde darüber nicht weiter gesprochen, am wenigsten von Rasim.

Nicht lange nach diesem Erlebnis wurden wir von einem reitenden Kurier aufgesucht, der uns einen Brief brachte, den uns Omar vorlesen mußte. Wir hatten uns mit den kurdischen Schriftzeichen noch nicht befaßt und auch keine Zeit dazu gehabt. Er enthielt die Einladung zu einem hohen „Kurdenfürsten", „Ahag Bassar". Unter anderem stand darin geschrieben: „Euer Ruhm, ihr hohen Effendis vom Lande des Abends, ist gedrungen in jede Ecke des kurdischen Reiches. Euren Namen zu hören, ist wie der Kuß des ersten Strahles der aufgehenden Sonne und wie das Kitzeln der Nase beim Geruch der ‚Nargis' (Narzissen)... Ich möchte Eure Weisheit hören und mich an Eurem Geistesreichtum erlaben — folgt also gerne meiner Einladung. An der Grenze meines Landes erwarten Euch meine Diener, die Euch sicher hieher geleiten werden..."

Obwohl diese Einladung sehr interessant zu werden schien, paßte sie mir im Augenblick nicht so recht in den Rahmen, denn ich wollte mit Sepp und Omar in den nächsten Tagen die sogenannte „Goldhöhle" aufsuchen, um zu untersuchen, was sie enthält. Omar erzählte uns einmal, und er war unbedingt zuverlässig, man brauche dort nur ein wenig zu graben, dann stoße man gleich auf „schmutziges Gold". Es werden wohl Goldadern sein, die den Kurden eben schmutzig und deshalb wertlos erscheinen. In dieser großen Höhle, die außerdem von Geistern bewohnt werde — kein Mensch getraue sich hinein —, könnte man auch Edelsteine finden, die aber auch sehr unrein wären.

Der Besuch dieser Höhle mußte unter allen Umständen vorgenommen werden. Die geologischen Untersuchungen

konnten wir allein vornehmen. Fanden wir etwas Positives, dann war kein Fremder mit daran beteiligt. Später wurde mir diese „Goldhöhle mit dem schmutzigen Gold" wiederholt bestätigt.

Aber der Gesandte Ahag Bassars wollte nicht ohne uns zurückreiten. So schoben wir den Besuch der Goldhöhle bis zu unserer Rückkehr auf und ließen uns von Schuach Maschid für etwa zwei bis drei Wochen beurlauben.

Am Tage vor unserer Abreise wurde uns zu Ehren noch ein großes Musikschaureiten veranstaltet. Meine kleine Hohner, die Ziehharmonika „Regina", spielte dazu die Festmusik. Ihr sagenhafter Ruf war schon bis weit ins Innere gedrungen, und viele unberufene Hände hatten das arme Ding schon bald zu Tode gequetscht. Niemand konnte begreifen, daß aus diesem Wunderkasten Töne hervorzubringen waren und alle meinten, es sitze ein unheimlicher Geist drinnen, der zu heulen oder zu lachen anfange, wenn man ihm auf den Bauch drückt.

Zu diesem vorläufigen Abschiedsfest wurden alle Männer der näheren Umgebung Haladins eingeladen, um an dem Schaureiten teilzunehmen. Schuach Maschid führte auf seinem edlen Kurdenhengst ganz grandiose Reiterkunststücke vor, während ich stundenlang auf der Harmonika dazu spielen mußte. Für alle herbeigeeilten Gäste war das eine große Freude. Viele hatten nur den sagenhaften Ruf meiner „Regina", aber ihren Klang noch nicht gehört. So verlief der letzte Tag in Haladin nach fast fünfwöchigem Aufenthalt sehr lustig und vergnügt. Nach den Reitervorführungen und anderen Spielen folgte eine besonders festliche Schmauserei, zu welchem Zweck tags zuvor tüchtig gejagt worden war.

Schuach Maschid und Scheich Mohammed gaben uns bis weit ins Land hinein das Ehrengeleit, und nach einigen

Tagen erreichten wir die Grenze von Ahag Bassars Bereich. Hier verabschiedeten wir uns von unseren Begleitern. Dringend und herzlich baten sie uns, nach dem Besuch bei Ahag Bassar, in einigen Wochen wiederzukommen. Scheich Mohammed wollte uns unbedingt auch als Gäste bei sich haben. Außer dem Gesandten Bassars blieben von nun an nur noch Omar und die beiden Diener, die uns der Königssohn, Scheich Latif, mitgegeben hatte, in unserem Gefolge.

Einige Stunden, nachdem wir uns von unseren liebgewordenen Freunden getrennt hatten, sahen wir in der Ferne einen großen Haufen schwerbewaffneter Krieger rechts und links des Weges lagern. Ihre Pferde hatten sie in der Nähe angekoppelt. Kaum hatte sie der Kurier Ahag Bassars, der schon längere Zeit danach ausgespäht hatte, entdeckt, als er einen hohen, schrillen Schrei ausstieß. Augenblicklich kam Leben in die regungslos scheinende Menschenmasse. Bis wir näher kamen, hatten sie ihre Pferde — es waren etwa fünfzig an der Zahl — bestiegen und bildeten rechts des Weges Spalier, das Gewehr lose in der rechten Hand haltend.

Nun sprengte auch schon der Anführer heran, stieg ab, küßte uns beiden die Hand und meldete seine von Ahag Bassar hierher beorderte Ehrentruppe. Anschließend gab er einen für uns unverständlichen Befehl. Wie aus einem Lauf wurde gleichzeitig aus fünfzig Gewehren der Ehrensalut abgegeben.

Dieses machte auf uns einen geradezu modern europäischen Eindruck.

Nach zweitägigem Ritt, auf dem wir als Besonderheit in tiefgelegenen sumpfigen Gründen große Felder wilder, starkriechender Narzissen antrafen, erreichten wir Gablon, den nach kurdischen Begriffen schmucken Sitz des Fürsten Ahag Bassar. Sofort wurden wir in einen großen, mit präch-

tigen Teppichen reichgeschmückten Empfangsraum geführt, in welchem uns der Kurdenfürst erwartete. Er war ein Edelmann mit klugen, schönen Gesichtszügen, auf die aber auch die Sorge, die ihm die mit Persien geführten Kriege und Kämpfe brachten, ihre deutlichen Spuren eingegraben hatte.

Wir ließen uns auf den Boden nieder, während er in großem Abstand uns gegenüber kniete. Mit diesem Vor-uns-knien wollte er uns, dem hohen Besuch, seine besondere Hochachtung beweisen. Erst als der nötige, innige Kontakt gefunden zu sein schien, ließ auch er sich vollends nieder. Was mir besonderen Spaß machte, war der jüngste Sohn Hadschi Ahag Bassars, ein vielleicht vierjähriges, kräftig entwickeltes Bürschchen. Kurz nach unserer Ankunft kam der kleine Fürstensohn mit einem großen Arm voll wilder Narzissen herein und reichte jedem der Gäste — also Sepp, mir und Omar — einen Teil, die anderen erhielt sein Vater, dann nahm er mit gewichtiger Miene links von ihm Platz. Es war direkt staunenswert, was man diesem kleinen Kerl schon für Ehrerbietungen machen mußte. Ich hatte in Kurdistan schon gelernt, daß man sich immer erheben mußte, wenn ein „Herr" eintrat, bis derselbe das Zeichen zum Sich-wieder-setzen gegeben hatte, wie sich auch alles überall erhob, sobald mein Freund oder ich eintraten. Als aber bei dem kleinen Knirps diese Zeremonie gleichfalls durchgeführt wurde — selbst sein Vater hatte sich erhoben —, da kam mir erst zum Bewußtsein, wie hoch ein Fürstensohn in Kurdistan in Ehren gehalten wird.

Nach einem überaus reichen und verhältnismäßig mehr als üppigen Abendessen streckten wir uns behaglich lang aus. Ahag Bassar war zum Abendgebet in die Moschee gegangen. Er kehrte erst gegen neun Uhr zurück. Gleich setzte er sich zu uns und bat uns auf einmal, wir möchten ihm

jetzt die Medizin geben, die wir für ihn mitgebracht hätten... Überrascht schaute ich Sepp an. Was sollten wir? Die Medizin geben, die wir mitgebracht hatten? Fast hätte ich gelacht — da fuhr er ungeduldig fort: Allah habe doch durch nns Weiße Medizin für seinen kranken Onkel geschickt. Ich mußte mich nun sofort dieser neuartigen Lage anpassen und antwortete: „Ach so — die Arznei! Ja, ja — die haben wir, doch müssen wir den Kranken zuerst einmal sehen."

Sepp und ich wurden in eine gegenüberliegende Hütte geführt. Beim Betreten derselben streckte uns gleich ein Schimmel sein weiches Maul entgegen, dann gelangten wir durch ein niederes Loch in einen großen, rauchgeschwängerten Raum, in dessen Mitte ein kleines Feuer schwählte und dabei notdürftige Helle spendete. Sepp und ich fühlten uns — die nach dem früheren Raub wieder aufgefrischte kleine „Apotheke" unter dem Arm — mächtig als Ärzte und ordneten zuerst einmal an, durch Öffnen des zugestopften Fensterloches reine Luft hereinzulassen. In der hintersten Ecke lag auf dem Boden, in viele Decken gehüllt, eine Männergestalt; davor kauerten dessen fünf Frauen, welche die religiösen Klageschreie von sich stießen. Sofort ließen wir diese verschwinden und untersuchten nun mit wichtiger Miene den Kranken, dessen Stirn wie Feuer glühte. Während ich den Puls fühlte, nahm Sepp die Armbanduhr in die Hand und kommandierte: „Achtung — fertig — los!" Hätte ich die Untersuchung nicht selbst durchgeführt, ich hätte kaum glauben können, daß der Kranke 141 Pulsschläge in der Minute hatte. Daß der zivilisierte, verwöhnte Europäer ein derartig hohes Fieber hätte aushalten können, halte ich kaum für möglich. Also 141 Pulsschläge in der Minute... Ich besprach mich mit Sepp. Es war eine heikle Situation. Geben wir dem Kranken ein Mittel und er

stirbt, werden wir schuldig und fallen in Ungnade. Aber etwas mußten wir auf alle Fälle unternehmen, damit man an unserer Weisheit und dem großen Können der Weißen nicht zweifelte. — „Wie lange liegt der Mann schon krank danieder?" erkundigte ich mich. „Seit vier Tagen." „Und wie war es soweit gekommen?" Nun wurde mir erklärt, der gute Onkel habe in einem Nachbardorf Besuch gemacht, und auf dem Rückweg sei er in heftigen Regen gekommen. Dazu habe noch ein kalter Wind geblasen. Nachdem er einen halben Tag zu Hause war, habe ihn Allah krank werden lassen und seither läge er so da. Um die in ihn gefahrenen bösen Geister zu vertreiben, säßen seine Frauen ständig an seiner Seite, sie wollten die Unholde durch ein besonderes Geschrei wieder austreiben! Das genügte mir. „Wie war denn der Stuhlgang?" erkundigte ich mich, um das Thema wieder in die Wirklichkeit zurückzuleiten. Er hatte seither noch gar keinen gehabt. Auch zu essen hätten sie ihm noch nichts gegeben, klärten sie mich über mein Befragen auf, weil er gar nichts haben wolle. „Und irgendein medizinisches Mittel oder Heiltees habt ihr ihm auch nicht gereicht?" erkundigte ich mich weiter. Da schauten mich die Leute ganz dumm an und gaben mir zur Antwort: „Wir — ihm — etwas — geben? Nein — Min allah!" (Gott will es.) „Allah ließ ihn krank werden — es ist sein Wille." Aha, so also war die Lage. Nun lag der arme Mensch seit vier Tagen und vier Nächten krank danieder, ohne einen Bissen zu essen oder sonst eine Linderung zu erhalten. Nicht einmal ein kühlendes Tuch hatte man ihm auf die brennende Stirn gelegt — weil „Allah das will"! Wir waren da natürlich in einer peinlichen Lage. Ich besaß wohl noch eine kleine Dosis Chinin gegen Fieber, was ich eigentlich für Sepp und mich für einen eventuellen Malariaanfall gemünzt hatte. Daher erklärte ich zunächst einmal den um

uns versammelten Angehörigen, der alte Onkel müsse wahrscheinlich sterben, da die Krankheit bereits zu weit vorgeschritten sei, doch wolle ich dennoch mein Möglichstes versuchen — vielleicht könne ich ihm doch noch helfen. Unter diesem Vorbehalt gab ich ihm die erste Tablette.

Am andern Morgen berichteten uns die Leute sehr freudig, daß es schon viel besser geworden sei. Tatsächlich zählten wir auch nur noch etwa 120 Pulsschläge, gaben ihm noch eine Tablette und verordneten ein kräftiges Hühnersüppchen zur Stärkung des ausgehungerten Kranken.

An diesem Tag ritten wir mit Hadschi Ahag Bassar aus, der uns sein Land zeigen wollte, und kehrten erst ziemlich spät heim. Kaum hatten wir das Dorf erreicht, als wir vor dem Haus des Onkels die Frauen verschleiert und laut wehklagend stehen sahen, dabei führten sie mit den Händen Bewegungen aus, die den Schmerz darstellen sollten. Ich flüsterte Sepp zu: „Er ist tot..." und mußte, so kritisch auch für uns dadurch die Lage werden konnte, beinahe lachen. Aber er war nicht tot. Sein Zustand hatte sich nur verschlimmert. Wir sollten doch sagen, daß wir ihm „Todespillen" gegeben hätten, meinten die Klagenden. Auf diesen Vorwurf hin konnte ich nur an das erinnern, was ich schon vorher gesagt hatte, nämlich, daß der Onkel wahrscheinlich sterben müsse. Aber nochmals wollte ich es versuchen, um ihn vielleicht doch zu retten. Wieder gab ich ihm eine Tablette. Ich zählte noch 130 Pulsschläge — also war es doch nicht so viel schlimmer geworden. Dann versicherte ich sie, daß es wohl am nächsten Tag besser werden würde. So geschah es auch. Wir behandelten den Kranken aufopfernd und liebevoll ungefähr eine Woche, bis er wieder ganz hergestellt war. Wenn ich auch nicht etwa auf eine Entlohnung rechnete, so war ich doch darauf gespannt, ob man uns wohl ein Wort des Dankes sagen würde, wes-

halb ich bei Gelegenheit bemerkte, daß nur unsere Medizin dem alten Mann geholfen hätte. Was aber war die Antwort? — „Min allah!“ und eine Handbewegung zum Himmel. Nun wußten wir allerdings Bescheid... min Allah ist das A und O des gesamten Orients.

Einen andern Fall, bei dem wir ebenfalls als Wunderdoktoren fungieren mußten, erlebten wir kurz nach der Heilung des alten Onkels. Mitten im schönster Geplauder, spät in der Nacht, hörten wir draußen eilige Schritte und aufgeregte Worte. Sogleich erschien darauf ein Diener, der einen schwerverwundeten Kurden meldete. Als wir ihn vorließen, erschien ein alter, hagerer, großer, weißhaariger Mann, dessen ganzer Kopf blutüberströmt war. Wir untersuchten ihn und fanden eine etwa zehn Zentimeter lange, klaffende Wunde über der Stirn. Nun berichtete er:

„Ich bin Schäfer und wegen einem Hammel, der mir gestohlen wurde und den ich bei einer anderen Herde — wallah (bei Gott) — wiederfand, kam ich in heftigen Streit mit dem andern Schäfer, denn ich wollte mein Tier wieder zurückhaben. Doch der Dieb — Allah weiß es und strafe ihn, er lasse ihm die Zunge im Maul verfaulen und schicke ihn hinab zu Iblis, dem Teufel — gab ihn nicht heraus, schmähte mich und warf mit Steinen nach mir, von denen einer mir den Schädel aufriß...“

Nun herrscht in Kurdistan die Sitte, daß, wenn in einem Streit einer so verletzt wird, daß er blutet, der Täter, selbst wenn er im Recht wäre, an den betreffenden Gebietsherrn eine Abgabe im Werte von fünf Pfund — etwa sechzig Mark — zu zahlen hat. Fließt kein Blut, dann wird nur der Rechtsfall geprüft.

Nach den glaubwürdig erscheinenden Aussagen des verletzten Kurden gab Hadschi Ahag Bassar zehn Dienern sogleich den Befehl, auf der Stelle bewaffnet in das besagte

Dorf zu reiten und den Übeltäter hierher zu bringen. In kürzester Zeit erscholl auch schon das Hufgeklapper, das sich schnell in der Ferne verlor.

Jetzt kam die Reihe an uns „Doktoren". Zuerst wuschen wir die Wunde vorsichtig mit essigsaurer Tonerde-Lösung aus. Dazu machte der Alte seine lustigen Bemerkungen und meinte, wir sollten ihm einmal dieses Zeug — er meinte die Watte — geben, er wasche das Blut mit einem Zug weg. Aber dann saß ich in der Klemme — ich hatte keine Wundsalbe mehr; es blieb uns daher nichts anderes übrig, als das ziemlich starke Jodpulver zu verwenden. Ich machte den Patienten darauf aufmerksam, daß das Bestreuen mit dem Pulver etwas brennen werde. „Kainaka", erwiderte er, „macht nichts!" Als ich nun die ziemlich böse Wunde mit Jod, was ja heillos schmerzen mußte, behandelte, zuckte der Kurde nicht mit der Wimper. Erst nachher bekannte er, es habe so getan, als sei ich mit dem Chantschar (Kurdendolch) hineingefahren.

Die ausgesandten Diener kamen erst am nächsten Mittag zurück, aber ohne Schäfer; dafür trieben sie etwa fünfzehn Schafe und Ziegen vor sich her. Sie berichteten, daß derselbe nicht zu Hause gewesen sei und sich auch den Vormittag über nicht gezeigt habe. Deshalb seien sie hergegangen und hätten einfach Tiere im Wert von fünf Pfund mitgenommen. Kurz darauf erschienen auch schon, wie das nicht anders zu erwarten war, die Anverwandten des Missetäters, und dann begannen die üblichen, endlosen Verhandlungen ...

Auch hier in Gablon verbrachten wir überaus herrliche Tage bei Ritten und Jagden. An den Abenden vergnügten wir uns im Empfangssaal mit tollen Akrobatenstückchen, Kraftproben und Geschicklichkeitsübungen, an denen außer dem ältesten Sohn und Neffen Hadschi Ahag Bassars, der

uns zu Ehren als Besuch erschienen war, auch etliche tapfere Krieger teilnehmen durften. Während wir beiden Abendländer bei den Kraftproben nicht so ganz standhalten konnten, hatten wir in der Geschicklichkeit alle Trümpfe in der Hand. Auch konnten wir uns stundenlang an dem harmlosen Spiel des Feueranzündens ergötzen; dabei schlugen wir uns bei Fehlschlägen an dem Feuerstein jedesmal die Knöchel wund.

Sobald wir Müdigkeit äußerten und uns schlafen legen wollten, trat der „Hofsänger" in Tätigkeit, der uns mit seinen monotonen Weisen, sich dabei bis in die höchste Ekstase steigernd, solange vorsang, bis alles eingeschlafen war.

In dem Fürsten Hadschi Ahag Bassar fanden wir einen äußerst weisen Herrscher und intelligenten Menschen, der tatsächlich über manches unterrichtet war, was wir nicht bei ihm vermutet hätten. Er litt besonders darunter, daß die Leute in seinem Gebiet nicht lesen und schreiben können, deshalb will er jetzt geeignete Leute auf seine Kosten in Bagdad ausbilden lassen, die dann durch sein ganzes Land ziehen und überall Unterricht erteilen sollen.

Seine Leute, die etwa achtzigtausend Krieger zählen, hat er fest in der Hand. Es wäre ihm sonst wohl auch nicht gelungen, sich vor einigen Jahren ein Stück von Persien, welches an sein Land angrenzt, zu erobern und als Kolonie zu besiedeln. Nirgends ist bis jetzt diese Tatsache bekannt geworden, daß ein Kurdenfürst im Lande Persien eine eigene Kolonie besitzt, die sein ältester Sohn — er weilte gerade unter uns — verwaltet.

Von diesem Sohn wurden wir eingeladen, für längere Zeit in sein persisches Gebiet zu kommen. Sein Vater aber wollte uns noch nicht so bald hergeben. Außerdem warteten Schuach Maschid und Scheich Mohammed auf unsere Rückkehr. Da reifte in uns der Gedanke, unseren Aufent-

halt in Kurdistan um mindestens ein halbes Jahr zu verlängern. Hier, wo wir so beliebt waren und wirkliche Freunde gefunden hatten, bot sich uns die beste Gelegenheit, Studien über Land und Leute zu treiben, wie dies bisher noch niemanden möglich war. Dieses wurde uns besonders klar, wenn wir oft hörten, daß die Kurden auf ihren Streifzügen jeden Fremden, auch jeden Europäer, der sich in ihr wildes Gebirgsland hereinwagt, niedermachen und ausrauben. Und jedesmal mußten wir dabei an den scheußlichen Ali denken, der mit uns dasselbe vorhatte. Diese Sache ist in Kurdistan etwas ganz Natürliches und heute noch genau so wie in Urzeiten. Ein Fremder gilt in den Augen der Kurden nichts weiter als ein Feind — und ein Feind muß verschwinden. Wir selbst jedoch wurden durch die Einführnng des Königs und Kronprinzen des wilden Reiches, durch unsere Sprachkenntnisse, sowie die echte Kurdenkleidung, nicht nur als Freunde, sondern als Kurdengenossen betrachtet und hatten daher nichts mehr zu befürchten.

Einen besonderen Eindruck bei den Kurden machte es, daß wir stets als freundliche Helfer aufgetreten waren. Wieviel Not und Krankheit gibt es doch dort. Niemand hilft, weil eben stumpfsinnig alles Gute und Böse als von Allah gesandt angesehen wird; und gegen diesen mächtigen Willen darf nichts unternommen werden.

Wieviel Freude könnten wir hier in die Herzen der Bedrückten bringen! Aber unser Hierbleiben hat einen großen Haken. Außer dem mitgeführten Kleingepäck hatten wir alles übrige, unser Filmmaterial, Medizin und Verbandstoffe in Suleimanie bei Scheich Latif gelassen. Wie gut wäre es auch, wenn wir hier im Inneren stets ein kleines, oft wunderwirkendes Geschenk für die Eingeborenen zur Hand hätten.

Dieses besprach ich lange mit Sepp und Omar, bis wir wohl oder übel den Entschluß faßten, heimlich nach Suleimanie zu reiten und uns mit allem Nötigen für das nächste halbe Jahr zu versorgen.

Als alter Hundefreund freute ich mich königlich, als wir nach unserem Abritt von Gablon durch das in ganz Kurdistan bekannte Dorf Hauschar kamen. Dort gibt es noch eine beschränkte Anzahl der berühmten „Hauschar-Hunde". Diese werden so groß wie ein kleinerer Esel und sind so furchtbar scharf, daß sie erfolgreich zur Bären- und Tigerjagd verwendet werden können. Ein Fremder kann unmöglich ohne die Begleitung eines Kurden aus diesem Dorf nach Hauschar hineinkommen. Er würde unfehlbar von den Hunden zerrissen. Auch muß eine Person mindestens zwei Monate dort ansässig sein, ehe die Hunde ihn kennen und nicht mehr angreifen. Wie glücklich wäre ich gewesen, hätte ich mir ein so prächtiges, seltenes Zuchtpaar mit nach Deutschland nehmen können — aber leider war das unmöglich.

Wir waren nun schon etliche Tagereisen unterwegs und überall glücklich durchgekommen. Einmal sahen wir von einer Höhe aus weit unter uns eine große Polizeistation, die wir aber geflissentlich in großem Bogen umritten, bis wir glaubten, den Durchbruch wagen zu können. Nach einem recht gefährlichen Abstieg in das große Tal von Suleimanie, landeten wir abends in einem versteckt liegenden Dorf, um das letzte Mal zu übernachten.

Da ereilte uns das tragische Geschick...

Wie überall waren wir auch hier Gäste des Ortshäuptlings und hatten uns schon schlafen gelegt, als plötzlich heftig an die Tür geklopft wurde. Während wir noch im Halbschlummer weiterduselten, drang heftiges Stimmengewirr von unten herauf. Omar fuhr auf und eilte hin-

unter. Da wir uns stets angezogen niederlegten, wenn wir uns nicht ganz sicher fühlten, sprangen auch wir auf, um hinterher zu laufen. Omar aber gab uns einen Wink, zurückzubleiben. Nun lauschten wir angestrengt nach unten, konnten aber von dem aufgeregten Hin und Her der Worte nichts verstehen. Gewiß schien nur zu sein, daß es sich dabei um uns handelte. Und schon erschien auch Omar und erzählte mit flackernden Augen: „Wir sind verraten und verhaftet —." Sekundenlang herrschte Stille. Dann sagte er, Wort für Wort betonend: „Das kleine Dorf ist von Polizei umstellt. — Fliehen ist unmöglich — wir schießen alle nieder!"

Aber das wollte ich nicht, daher sagte ich rasch und bestimmt: „Nein — wir sind Christen und schießen nicht! Lieber wollen wir dem Schönsten, was es für uns gibt, entsagen — aber Blut vergießen tun wir deshalb nicht."

Da wurde er, der brave Omar, ganz traurig. Er konnte unser Gebaren einfach nicht verstehen, denn er hatte uns in diesen Wochen schon soweit kennen gelernt, daß wir alle Abenteuer mitmachen und uns bei einem Überfall mit der Waffe in der Hand bis zum Äußersten verteidigen würden. Und nun lehnten wir diesen Überfall so einfach ab.

Von unten hörten wir jetzt ungeduldig drängende Rufe.

„Hab keine Sorge um uns, es passiert uns nichts — wir sind doch Alemani —" sagte ich noch tröstend zu unserem guten, anhänglichen Omar. „Wir werden jetzt mit nach Suleimanie gehen. Gelingt es uns nicht mehr, ins Innere zurückzukehren, dann grüße alle unsere lieben dortigen Freunde — auch Scheich Latif!! Choad legal!" (Gott mit dir!)

In Suleimanie erwarteten uns lange Verhandlungen, denn man wollte uns erst schwer bestrafen und dann über die Grenze abschieben. Doch kam es nicht soweit. Obwohl

wir ständig unter Polizeiaufsicht standen und Suleimanie nicht verlassen durften, erreichten wir durch unsere gelernte Taktik doch, daß man uns ungehindert nach Bagdad weitereisen ließ.

Es war eine bittere Pille, die Sepp und ich nach all den herrlichen Tagen, die wir im Inneren Kurdistans verbrachten, schlucken mußten!

Für uns aber besteht kein Zweifel darüber, daß wir nochmals, vielleicht in Bälde, trotz aller Hindernisse, wieder hineinkommen in das unerforschte Land unserer Sehnsucht, nach

Kurdistan.